Gedenkbuch



für die Grötzinger Juden

Gedenkbuch für die Grötzinger Juden

Beiträge verfasst von
Karl Berger
Rita Butendeich
Eberhard Dehne-Niemann
Ilse Charlotte Güß
Peter Güß
Ursula Steinhardt-Stauch
Regina Toussaint

2. Auflage 2009

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026

Herausgegeben
von der Ortsverwaltung Grötzingen
und dem Stadtarchiv der Stadt Karlsruhe

das Malerdorf
GRÖTZINGEN

Herausgegeben von der Ortsverwaltung Grötzingen
und dem Stadtarchiv der Stadt Karlsruhe
© 2008
Druck: Druckerei Max Hafner, Laubplatz 3, 76229 Karlsruhe

Vorwort



Die Geschichte einzelner Juden in Grötzingen reicht einige hundert Jahre zurück. Eine bedeutende Landjudengemeinde entstand aber erst nach 1700, als der badische Markgraf Friedrich Magnus und anschließend dessen Sohn Karl Wilhelm den Juden Niederlassungs- und Religionsfreiheit gewährten, um ihre entvölkerten Lande nach den Pfälzischen und den Spanischen Erbfolgekriegen wieder zu bevölkern. Nach der Judenemanzipation in Baden 1862, der Wohnsitzfreiheit, der Industrialisierung und dem darauf folgenden Wegzug in die Städte hatte die jüdische Gemeinde ihre Bedeutung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zwar bereits wieder eingebüßt, doch erst die nationalsozialistische Verfolgung und Ermordung der Juden bedeutete das Ende eines langen jüdischen Lebens auch in Grötzingen.

Dieses Büchlein erinnert an diese verfolgten und ermordeten Grötzinger Juden, an die sich heute nur noch die älteren Grötzinger unter uns erinnern. Das Schicksal dieser Juden Grötzingens gibt beispielhaft Ausschnitte aus einem dörflichen Leben wieder, sowohl nach als auch vor 1933. Damit liegt zugleich ein Kapitel aus der Geschichte unserer Gemeinde und Karlsruher Stadtteils vor.

Die Stadt Karlsruhe hat das „Gedenkbuch für die Karlsruher Juden" auf den Weg gebracht, bei dem Bürgerinnen und Bürger aufgerufen sind, sich dem Leben eines oder mehrerer der ermordeten Menschen zu nähern. Indem sie sich auf Spurensuche begeben und Nachforschungen anstellen, kann jeweils eine Biographie für einen der Menschen bzw. für eine Familie, deren Schicksal nach dem Willen der Nationalsozialisten namenlos vergessen werden sollte, in das somit nach und nach anwachsende Gedenkbuch eingefügt werden. Damit wird Gedenken nicht nur den „Zuständigen" an bestimmten Erinnerungstagen überlassen, sondern gesellschaftlich breit getragen.

Eine Gruppe von Grötzinger Bürgern hat sich in diesem Sinne daran gemacht, dem Schicksal Grötzinger Juden nachzugehen. Dabei haben sie neben Archivrecherchen alte Grötzinger befragt, deren Erinnerungen wohl ansonsten in Vergessenheit geraten wären. Dies stellt ein besonderes bürgerschaftliches Engagement dar, das anregen soll.

„Das ist lange her, was hab' ich damit zu tun?", wird sich heute gerade mancher junge Mensch fragen. In der Tat: Die Zahl derer, die den Krieg und das

damit verbundene Unrecht noch aus eigenem Erleben kennen, wird immer kleiner. Das ist eine Gefahr, denn je größer die zeitliche Distanz, desto größer ist auch die Gefahr der Verharmlosung oder gar des Vergessens. Die Erinnerung an eine leidvolle Vergangenheit ist nicht nur Mahnung, sondern auch Herausforderung für jeden Einzelnen von uns.

Machen wir uns bewusst: wir sind für diese Welt mitverantwortlich – jede und jeder von uns ein Stückchen. Und dieser Mitverantwortung muss jeder für sich gerecht werden. Mehr Achtung, mehr Verständnis, mehr Hilfsbereitschaft, mehr Verantwortung für den Mitmenschen – das sind Bausteine einer besseren Welt, die jeder von uns mit zusammentragen kann.

Das Büchlein ist zugleich ein Beispiel für Heimatgeschichte im besten Sinne – eine, die schlimme Kapitel nicht ausblendet und so durch kritischen Umgang mit Geschehenem die künftige Generationen in die Lage versetzt, Geschichte zu begreifen und anzunehmen als eine Wurzel der Gegenwart und zugleich der Zukunft.

Abschließend danke ich allen Beteiligten, die einen Beitrag zu diesem Büchlein geleistet und dieses erst möglich gemacht haben.

Grötzingen, im Juli 2008

Thomas Tritsch
Ortsvorsteher

Nachtrag, Dezember 2008

Im April 2008 hat Frau Ruth Barack, Tochter von Luise und Max Palm (vgl. S. 18ff.), mit ihrem Mann Grötzingen, ihre Heimatgemeinde, besucht. Es war ein gewagtes Unterfangen: wie würde sie mit den zwiespältigen Gefühlen fertigwerden, der Erinnerung an eine als glücklich empfundene Kindheit und dem Schmerz im Gedanken an die Eltern und den abrupten Verlust ihrer Heimat?

Wir Grötzinger sind froh, dass offenbar die positiven Erfahrungen überwogen. Ruth Palm-Barrack war beeindruckt von dem festlichen Empfang im Rathaus, sie war überrascht und berührt von der herzlichen Zuwendung ihrer Klassenkameraden, sie stand staunend vor den Grabmälern ihrer Vorfahren, und sie schätzte das Gespräch im Kreis der Autorengruppe. Beim Abschied sagte sie: „Ich fahre anders zurück, als ich gekommen bin". Sie steht seither in freundschaftlichem Kontakt mit einigen Schulkameraden und mit der Biografin ihrer Eltern und hat mit einem Gruß zu Weihnachten an den Ortsvorsteher ihre Verbundenheit mit Grötzingen bekundet.

In einer früheren Botschaft schrieb sie: „Dear Ortsvorsteher Tritsch, I want to thank you and the village for all your kindness, thoughtfulness and generosity on Friday, April 4, on my behalf. I was quite overcome by emotion during the festivities on that occasion and I will always remember the part you yourself played in it. Thank you, everyone! Cordially yours, Ruth Palm Barack"

Einleitung

Wie klang doch stolze Beglückung aus dem Schlusswort Sigmund Metzgers in der „Festschrift zum Hundertjährigen Jubiläum der Erbauung der Synagoge in Grötzingen" von 1899:

„ ... und so fühlen wir uns auch voll und ganz als Deutsche und fühlen uns wohl in unserem grossen Vaterlande, für das wir leben und sterben können wie alle übrigen Staatsbürger im Reiche... Wir wollen auch unser redlich Teil mitwirken an der edelsten Aufgabe der Völker und Nationen, an der Kulturarbeit der Menschheit... Wahrheit und Recht, Gerechtigkeit und Menschenliebe auszuüben gegen alle Menschen, ohne Unterschied der Nation und der Confession, das ist die höchste Aufgabe, die wir uns stellen müssen". Die Juden in Grötzingen fühlten sich integriert, glaubten endlich in der Mitte der Gesellschaft angekommen zu sein, nach vielen Jahrhunderten der Entrechtung und Vertreibung.

Sie sagten „wir" und verstanden sich als aufgenommene Bürger Deutschlands und Angehörige des Deutschtums. Welche grandiose Hoffnung und welche tragische Fehleinschätzung! Sie gaben sich „dem Traume der Assimilation" (Max Liebermann) hin. Obwohl als Staatsbürger in Baden ab 1862, im Deutschen Reich ab 1871 gleichgestellt, waren sie gesellschaftlich doch nicht integriert, sie blieben Außenseiter, nicht am Rand, sondern in der Mitte der Gesellschaft. Sie blieben eben „die Juden".

Im öffentlichen Leben in Grötzingen waren sie nur vereinzelt präsent. Die Grötzinger Juden gehörten wohl zu den ärmeren Leuten, die meisten lebten recht einfach von kleineren Handelsgeschäften, mit Ausnahme der größeren Tuchwarenhandlung von Sinauer&Veith (heute das Rathausnebengebäude). Befragte Zeitzeugen berichten über die 20er, 30er Jahre, die Juden wären „nette Leut'" gewesen und hätten „keinem etwas getan"(!). Sie waren nicht unbeliebt, aber: „Mit denen hat man gelebt, von denen hat keiner was gewollt". Es gibt kaum Informationen, dass besonders enge oder herzliche Kontakte gelebt wurden oder dass sie in größerem Maß am Vereinsleben teilgenommen hätten.

Die zunächst positiven Ansätze einer christlich-jüdischen Symbiose gingen im Gefolge des ersten Weltkriegs schnell zugrunde, verursacht durch die Unterstellung, Juden seien als Soldaten unzuverlässig, die Entsolidarisierung durch die Massenarbeitslosigkeit, die Suche nach dem Sündenbock und das massive Lebendigwerden eines blinden, fanatischen Antisemitismus.

In der Nazi-Zeit ging es Schlag auf Schlag: Der Boykottaufruf des Grötzinger Bürgermeisters gegen jüdische Geschäfte, durchgeführt auch von Grötzinger SA-Leuten, 1933. Die Umbenennung der Synagogenstraße in Krumme Straße, 1934. Die Nürnberger Gesetze, 1935. Die Erfassung in einer "Judenkartei", 1936. Die „Arisierung" des Besitzes jüdischer Bürger. Die Zerstörung der Grötzinger Synagoge und jüdischer Geschäfte sowie die mehrwöchige Verschleppung jüdischer Männer in das KZ Dachau im November 1938. Schließlich die Deportation nach Südfrankreich in das Lager Gurs 1940. Am Ende einer Artikelserie über die Geschichte der Juden in Grötzingen wurde ihnen am 21. Dezember 1940 im „Durlacher Tagblatt" nachgerufen: "Die Rassenpolitik des heutigen Staates hat zur Wirklichkeit werden lassen, was das gesunde Volksempfinden bereits 1848 ersehnt hatte".

Die (bang geäußerte?) Ansicht des Gemeindevorstehers Sigmund Metzger in der oben genannten Festschrift von 1899, dass „trotz aller Anfeindung und

trotz des Fanatismus einer hasserfüllten Schar," dieser „Gott sei Dank eine weitaus grössere Anzahl von Gutgesinnten gegenübersteht", erwies sich als schrecklicher Irrtum.

Die Geschichte der Juden in Grötzingen geht weit zurück, vielleicht bis gegen 1500. Mössinger (1965) berichtet, dass der erste Jude in Grötzingen 1532 erwähnt wurde. (Der bei Sigmund Metzger (1899) dargestellte vergebliche Versuch, schon 1472 in Grötzingen die erste Synagoge zu errichten, scheint auf einem Irrtum zu beruhen, da der bei ihm erwähnte Pfarrer Bechthold erst über 200 Jahre später evangelischer Pfarrer war.). Das wichtige Ereignis in der Geschichte der jüdischen Gemeinde bildete das Einweihungsfest der Grötzinger Synagoge 1798. Der spätere Großherzog Karl war der Ehrengast der Gemeinde. Unter dem damaligen Markgrafen Carl Friedrich hatten die Juden einen bis dahin nicht erreichten Grad der Anerkennung erfahren. Diese Tatsache ließ das „Herz höher schlagen vor stolzer Befriedigung". Die jüdische Gemeinde in Grötzingen war klein und konnte sich keinen eigenen Rabbiner leisten. Da die Durlacher Juden keine eigene Synagoge hatten, feierten beide Gemeinden die Gottesdienste in Grötzingen zusammen.

An die in der Reichsprogromnacht 1938 zerstörte Synagoge erinnert heute an ihrem ehemaligen Standort in der „Krumme Straße" eine Stele, an der sich jährlich am 9. November Grötzinger Bürger zu einer Gedenkfeier treffen.

Am 22. Oktober 1940 wurden 13 Grötzinger Bürger jüdischen Glaubens zusammengetrieben, in den Bahnhöfen in Züge verfrachtet und in das Lager Gurs in Südfrankreich deportiert. Die Verschleppung überlebten Ludwig Palm, Lina Palm, Ruth Palm und Thekla Traub. In den Lagern Gurs, Rivesaltes und Noé starben Max Palm, Leopold Traub, Ludwig Lazarus Traub, und Emil Elias Weil. Nach Auschwitz deportiert und dort umgebracht wurden Auguste Palm, Luise Palm, Mina Traub, Jenny Traub und Thekla Weil.

Dieser Akt unbegreiflicher Barbarei war das letzte Glied in einer Kette unmenschlicher Grausamkeiten. Eine Frau und zwei Männer im Dorf lebten in so genannter Mischehe, wurden nicht deportiert und überlebten.

Die angeführte Liste der 13 bekannten Grötzinger Opfer haben wir um drei weitere Personen ergänzt: Meta Fröhlich, Leo Metzger und Fanny Ledermann geb. Sinauer. Diese ehemaligen Grötzinger Bürger waren vor der todbringenden Verschleppung von 1940 aus Grötzingen fortgezogen und sind deshalb in der hiesigen örtlichen Liste der Opfer nicht verzeichnet.

Es gab sie auch, die ungenannten stillen Helden (Folgende Informationen verdankt der Verfasser u.a. Gesprächen, die er im April und Oktober 2004 mit Juliane Rothweiler, geb. 1912, und mit Anna Ahrens, geb. 1921, führte): Zum Beispiel Frau Laux, die zum Rittnerthof lief, um Juden vor der bevorstehenden Verschleppung zu warnen; sie schafften die Ausreise und überlebten. Der Junge Martin Frey, der von seinen Angehörigen, der Familie Haisch, nach Durlach geschickt wurde, um ehemaligen Grötzinger Juden Lebensmittel zu bringen; einige überlebten. Die Frau, die beim Abtransport des Vorbeters Traub rief: „Lasst doch den Leopold gehen!". Der Landwirt Ruf, der im Schutze der Nacht jüdische Mitbürger mit Kartoffeln versorgte. Lehrer Fuchs, der den verbliebenen Ludwig Sohn vor bevorstehenden Gestapo-Aktionen warnte, und Frau Laux und Frau Graff, die ihn versteckten.

Um den Opfern einen Ort der Erinnerung zu geben, hat die Stadt Karlsruhe das „Gedenkbuch für die Karlsruher Juden" initiiert, in dem die Lebensbeschreibungen jüdischer Opfer gesammelt werden. In Grötzingen bildete sich, in den Räumen der Evangelischen Kirchengemeinde, im März 2004

eine Gruppe mit dem Ziel, entsprechende Beiträge für Grötzingen zu erarbeiten. Der Arbeitsgruppe gehörten an: Karl Berger, Rita Butendeich, Eberhard Dehne-Niemann, Ilse Charlotte Güß, Dr. Peter Güß, Uschi Steinhardt-Stauch, Manfred Toussaint und Dr. Regina Toussaint. Herr Dr. Jürgen Schuhladen-Krämer vom Stadtarchiv unterstützte die Arbeitsgruppe jederzeit mit wertvollem Rat und hilfreicher Tat.

Mit Hilfe von Recherchen in Archiven, von Zeitungsausschnitten, Kirchenbüchern, Deportations- und Wiedergutmachungsakten, von Aussagen von Zeitzeugen und durch Suchen auf jüdischen Friedhöfen wurde versucht, Biografien und Schicksale der Ermordeten zu rekonstruieren und damit die Erinnerung an sie zu wahren. Erfreulich war, dass sich etliche Zeitzeugen fanden, die sich noch gut erinnerten. Erstaunlich war aber auch, nach mehr als 60 Jahren immer noch lebendige, wohl scham- und angstinduzierte Tabus festzustellen, so dass manche Zeugen z.B. Informationen nur ohne die Nennung der Namen von Beteiligten (Tätern und Opfern) hergaben oder darum baten, den eigenen Namen nicht zu nennen!

Das „Gedenkbuch für die Karlsruher Juden" existiert derzeit nur als digitale Datei und kann in Karlsruhe im Stadtarchiv, in der Stadtbibliothek, im Stadtmuseum sowie im Internet (http://my.informedia.de/gedenkbuch.php?PID=2) eingesehen werden. Um für Interessierte, besonders auch in Grötzingen, die gesammelten und erweiterten Beiträge leichter zugänglich und lesbar zu machen, werden sie hiermit in Buchform veröffentlicht.

Ein wesentlicher Teil der jüngsten Geschichte der Juden in Grötzingen wird mit diesem Buch dargestellt. Eine umfassende, vollständige Chronik der Grötzinger Juden wartet aber immer noch auf ihre Verwirklichung.

Allen, genannten und ungenannten, die zum Zustandekommen dieses Buchs beigetragen haben, sei hiermit im Namen der Arbeitsgruppe herzlich gedankt! Ein besonderer Dank gilt den Heimatfreunden Grötzingen e.V., die durch ihr großzügiges finanzielles Engagement das Erscheinen dieser Schrift ermöglicht haben! Ebenso danken wir den im Ortschaftsrat vertretenen politischen Gruppierungen von CDU, FDP, GLG und SPD für ihre materielle Unterstützung.

Wir freuen uns besonders, dass die Ortsverwaltung Grötzingen die Herausgeberschaft übernommen hat, und danken Herrn Ortsvorsteher Thomas Tritsch für die Bereitschaft, ein Vorwort beizutragen.

Eberhard Dehne-Niemann

Hinweis: Wesentliches zur Geschichte der Grötzinger Juden findet man in:

Akten im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA),
im Stadtarchiv Karlsruhe (StadtAK),
im Rathaus Grötzingen (StadtAK 5/Grö).

Susanne Asche
Vom Traditionalismus auf dem Land zur Anpassung in der Stadt.
Die Geschichte der Juden in Grötzingen und Durlach 1715-1933,
in: Juden in Karlsruhe, Veröffentlichungen des
Karlsruher Stadtarchivs, Band 8, Badenia Verlag, 1988

Susanne Asche u.a.
Eintausend Jahre Grötzingen. Die Geschichte eines Dorfes.
Veröffentlichung zur Stadtgeschichte, Band 13,
Badenia Verlag Karlsruhe, 1991

Wilhelm Bauer
Die ehemalige jüdische Gemeinde von Sinsheim.
Sinsheimer Hefte 10, Sinsheim 1995

Sigmund Metzger
Festschrift zum Hundertjährigen Jubiläum der Erbauung der
Synagoge in Grötzingen, 1899
Wiederveröffentlicht von der Evangelischen Kirchengemeinde
Karlsruhe-Grötzingen durch Pfarrer Ulrich Schadt, mit einem
Nachwort und Anhang, Karlsruhe-Grötzingen, 2002

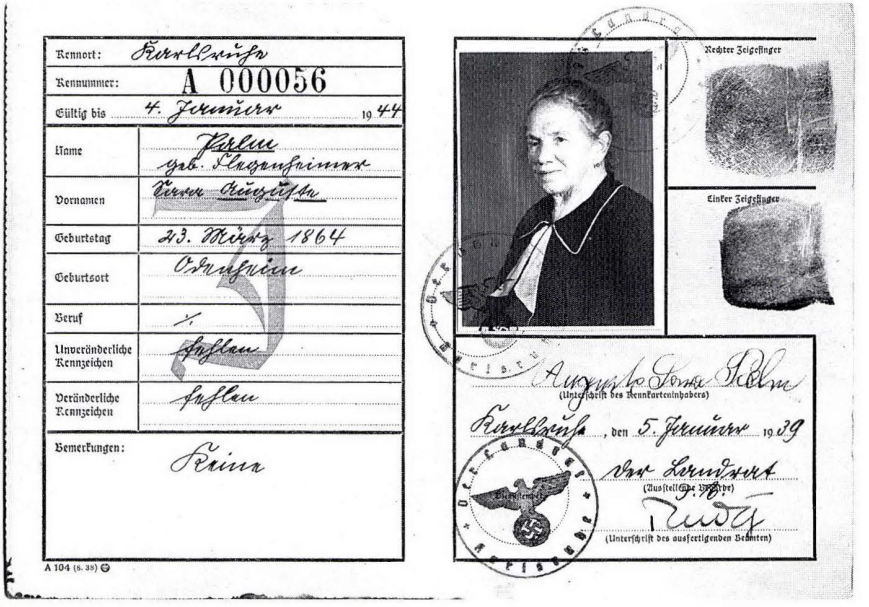
Wilhelm Mössinger
Grötzingen. Das badische Malerdorf, Grötzingen 1965

Josef Werner
Hakenkreuz und Judenstern.
Das Schicksal der Juden im Dritten Reich,
Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 9,
Badenia Verlag, 1988

Pfinztäler Bote (April 1919 bis April 1936)
Im Archiv der Druckerei Hafner, Karlsruhe-Grötzingen

Auguste Palm geb. Flegenheimer

Das einzige Bild, das von Auguste Palm vorliegt, ist das Foto auf ihrem Ausweis von 1939 mit dem großen „J“ und den Fingerabdrücken. Zuvor hatte sie als Jüdin den zusätzlichen Vornamen „Sara“ annehmen müssen. Der freundlichen, nachdenklich blickenden Frau sieht man weder ihre fast 75 Jahre noch die Energie an, die ihre Unterschrift zeigt. [1]



Judenausweis von Auguste Palm

Ihr Enkel Ernst Wolfgang Palm, der heute in Hamburg lebt, erinnert sich an sie als eine liebe, fröhliche und lebenslustige Frau, die gerne lachte und die ihn bei Besuchen, wie alljährlich zu Pessach, als Stammhalter verwöhnte bis zum Gehtnichtmehr.

Als Ochsenwirtstochter Augusta Flegenheimer kam sie am 23. März 1864 in Odenheim zur Welt. Ihr Vater Simon Flegenheimer, am 28. März 1830 als Sohn des in Odenheim ansässigen Handelsmanns Moses Flegenheimer und der Dusetta Mannheimer geboren, war Tabakhändler, hatte 1855 das Gasthaus zum Ochsen in Odenheim gekauft (Bild siehe nächste Seite) und betrieb die Wirtschaft und die im Hause eingerichtete Bäckerei erfolgreich weiter. [2]; [3]

Augustas Mutter Ernestine geborene Gundersheimer stammte aus Hainstadt, heute ein Ortsteil von Buchen im Odenwald. Dort war sie als Tochter des Viehhändlers und Weinwirts Feist Guntersheimer (Schreibweisen verschieden) und dessen Frau Karolina geborene Halle aus Hardheim zur Welt gekommen, allerdings unter einem anderen Vornamen, wahrscheinlich, weil es ähnlich klingt, als Ester (*22. Februar 1834), wenn nicht als Magdalena (*16. September 1832) oder Göhle (*5. Mai 1838), nach deren Geburt die Mutter tags darauf starb. [4]



Der Odenheimer „Ochsen", Neubau von 1900.

Der Vorgängerbau, Augustes Geburtshaus, hatte nur ein Vollgeschoss.

Nachdem sie bereits 1855, im Jahr des Ochsenkaufs, als erstes Kind eine Tochter bekommen hatten, heirateten Augusta Flegenheimers Eltern 1857 und bekamen bis 1869 insgesamt zehn Kinder, von denen Augusta das sechste war, acht Mädchen, von denen eines als Säugling starb, und zwei Knaben, Aaron und Moses. Letzterer wurde nach Werner [5] am 22. Oktober 1940 von Karlsruhe aus nach Gurs deportiert und starb dort am 12. Dezember desselben Jahres. Da die ab 1870 von der Gemeinde Odenheim geführten Standesbücher verschollen sind, ist unbekannt, wie viele weitere Kinder es gab. Es müssen aber mindestens drei gewesen sein: Adolf und Isidor, die im Ochsen 1898 eine Zigarrenfabrikation aufmachten, deren Hauptsitz 1914 nach Heidelberg verlegt wurde, und Lina, siehe unten.

Kaum 20 Jahre alt, heiratete Augusta Flegenheimer den 15 Jahre älteren Grötzinger Handelsmann Isaak Palm (* 13. Juli 1849). Die Hochzeit war wohl in Odenheim, in Grötzingen ist sie jedenfalls nicht beurkundet. Isaak Palm entstammte einer weit verzweigten Familie von Handelsleuten, Viehhändlern, Metzgermeistern und Kaufleuten. Seine Urgroßeltern Raphael und Mindel Palm, von denen alle jüdischen Palms am Ort abstammten, waren bereits 1770 in Grötzingen ansässig.

Isaak Palm und seine Frau hatten ein Schuhgeschäft im Haus Friedrichstr. 3 (Bild siehe nächste Seite). Im Jahr 1939 bescheinigte das Bürgermeisteramt Grötzingen, dass das Haus ca. 100 Jahre alt ist und am 14. März 1883 von den Verkäufern erworben wurde. [6] Wenn der Erwerb kurz vor der Hochzeit stattfand, war Auguste gerade 19 Jahre alt.

Auguste Palm brachte drei Kinder zur Welt, drei Söhne. Der am 30. Juli 1885 geborene Julius starb allerdings bereits am 28. August 1886. Die beiden anderen, der am 1. September 1887 geborene Moses und der am 13. Mai 1890 geborene David, erreichten das Erwachsenenalter. [7]

Am 23. Oktober 1893 verzeichnete das Grötzinger Standesamt die Meldung von Isak Palm, dass Lina Flegenheimer, ledig ohne Gewerbe, 16 Jahre alt, israelitischer Religion, wohnhaft zu Grötzingen, geboren zu Odenheim, Tochter des Ochsenwirts Simon Flegenheimer und dessen Ehefrau Ernestine geborene Gundersheimer, am selben Tag in seinem Hause verstorben sei. Dem-



Haus
Friedrichstraße 3

Früher war es äußerlich ein reines Wohnhaus mit drei gleichen Fenstern im Erdgeschoss und einem Eingang nur durch das Tor.

Das Schaufenster und der Eingang von vorn wurden erst in den 1950er Jahren eingerichtet.

nach war Augustes Schwester nicht nur zu Besuch da. Ob sie krank war oder ganz überraschend starb, ist nicht überliefert.

In der 1899 herausgegebenen „Festschrift zum Hundertjährigen Jubiläum der Erbauung der Synagoge in Grötzingen" ist Isaak Palm als eines der 25 Mitglieder der israelitischen Gemeinde Grötzingen aufgeführt. 18 davon stellten im selben Jahr zwischen 50 und 375 Mark als zinslose und unkündbare Darlehen zur Verfügung, um die Synagoge wiederherrichten zu lassen. Isaak Palm war mit 100 Mark dabei. Demnach war er seiner Glaubensgemeinde verbunden und weder arm noch besonders begütert.

Im Schuljahr 1901/1902 besuchte Augustes Sohn David die Sexta einer Realschule in Karlsruhe, heute Kant-Gymnasium, allerdings mit so geringem Erfolg, dass er nicht versetzt worden wäre, und trat im März 1902 wieder aus. [8] Beide Söhne lernten nach der Schulzeit Kaufmann. Am Rand von Moses' Geburtseintrag im Standesbuch ist unter dem 30. September 1911 vermerkt, dass er amtlich ermächtigt wurde, seinen Vornamen in „Manfred" zu ändern. Offenbar war das für den 24-Jährigen beruflich von Vorteil.

In einer eidesstattlichen Versicherung schrieb David Palm im Januar 1958 aus New York an das Landesamt für die Wiedergutmachung Karlsruhe: „Ich wurde am 13. Mai 1890 in Grötzingen b/Karlsruhe als Sohn jüdischer Eltern geboren. Mein Vater war Isaak Palm und meine Mutter Auguste geb. Flegenheimer. Ich besuchte die Realschule in Karlsruhe und lernte dann als Kaufmann. Während des ersten Weltkrieges diente ich an der Front und wurde dreimal verwundet." [9]

Das Bürgermeisteramt Grötzingen bescheinigte 1939, dass David bis einschließlich Juli 1908 und dann wieder von Ende Dezember 1918 bis einschließlich Juni 1921 in Grötzingen gemeldet war. Als er mit knapp 21 Jahren von Grötzingen wegging, hatte er wohl seine Kaufmannslehre und den Militärdienst fertig. Vier Jahre später wurde er zum Kriegsdienst eingezogen. Auch Manfred war Frontkämpfer im ersten Weltkrieg.

Ab Juli 1921 lebten Isak und Auguste Palm wieder alleine. Aus den folgenden Jahren fanden sich im Archiv der Druckerei Hafner zwei Anzeigen des Schuhhauses Palm im „Pfinztäler Boten". [10] Die eine ist vom Februar 1924, aus der Inflationszeit, die andere vom Februar 1926. Das Haus in der Friedrichstraße hatte damals noch die Hausnummer 2.

Sie sparen Billionen

wenn Sie Ihren Bedarf in

= Schuhwaren =

bei uns eindecken.

Weshalb?

Weil wir dank unserer langjährigen
Fachkenntnisse und guten Beziehungen
wie bekannt Qualitätsware führen
und sind wir daher in
Preiswürdigkeit unübertroffen

Schuhhaus I. Palm

Grötzingen, Friedrichstraße 2.

Schuhhaus Palm, Grötzingen

Alleinverkauf für Grötzingen von erstklassiger Fabrik

Pelikan- und Medicus-Gesundheits-Schuh und -Stiefel.

Herrenstiefel und -Halbschuhe, Damenstiefel und -Halbschuhe
Lack-Schnür- und -Spangenschuhe, sowie **sämtl. Schuh-Artikel**
zu billigsten Preisen.

Für Konfirmanden günstige Gelegenheit.

1929 starb Isak Palm. Die Todesanzeige im Pfinztäler Boten lautete:

> Heute entschlief nach kurzem schweren Krankenlager
> mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und
> Großvater
>
> **Isak Palm**
>
> im Alter von nahezu 80 Jahren.
> Grötzingen, Düsseldorf, den 1. März 1929
>
> Die trauernden Hinterbliebenen:
> Auguste Palm geb. Flegenheimer
> Manfred Palm
> David Palm
> Elsbeth Palm geb. Marcus und 2 Enkelkinder
>
> Die Beerdigung findet Sonntag, den 3. März, nachm. 4 Uhr vom Trauerhause aus statt.

Das Grab von Isak Palm ist noch heute auf dem Grötzinger Judenfriedhof zu finden. Manfred mit seiner Frau Elsbeth und den beiden Kindern Alice und Ernst lebte 1929 in Düsseldorf.

Nach dem Tod ihres Mannes räumte Auguste Palm das Erdgeschoss ihres Hauses und vermietete es 1930 an die Schneidereheleute Christian Schübel und Mina (Wilhelmine) geborene Kurz. Die im selben Jahr geborene Tochter Martha Wagner geb. Schübel erinnert sich noch gut an ihre Kindheit im Hause Palm. Frau Wagner erinnert sich an Auguste Palm als eine vornehme alte Dame, die immer akkurat und gut gekleidet war. Die Kinder durften sie gerne besuchen und erhielten Bonbons oder in der Osterzeit Matzen. Auch David, ein gestandener Mann, war lieb zu den Kindern, brachte ab und zu etwas mit und machte nach Otmar Schübels Erinnerung sogar den Nikolaus für die Kinder.

Die Wohnung von Familie Schübel hatte ein großes und ein kleines Zimmer zur Straße und ein Zimmer und die Küche zum Hof. In einem der Zimmer war Herrn Schübels Schneiderwerkstatt. Der Eingang mit der Treppe nach oben war von der Hofeinfahrt aus. Frau Wagner weiß nichts von einem Schuhverkauf. Dieser wird früher in einem der unteren Zimmer stattgefunden haben und mit der Räumung des Erdgeschosses von Auguste Palm aufgegeben worden sein.

David Palm schrieb in seiner eidesstattlichen Versicherung: „Nach dem Kriege war ich in verschiedenen Warenhäusern tätig. Vom Jahr 1930 bis August 1935 war ich Leiter der Schuhabteilung im Warenhaus Hermann Tietz in Gera, Thüringen. Mein monatliches Gehalt betrug RM 600,–. Im Juli 1935 wurde ich als Jude entlassen. Ich konnte keine andere Stelle finden und begab mich nach Grötzingen zurück. Ich lebte dort von meinen Ersparnissen."

Auguste Palm und ihr Sohn David lebten damals sehr zurückgezogen und hatten selbst zu den anderen Juden im Ort wenig Kontakt. Die 1930 geborene Ruth aus einer weitläufig verwandten Familie Palm in der Nachbarschaft erinnert sich, dass die Beziehungen nur förmlich waren.

Als nach der Reichspogromnacht im November 1938 alle erwachsenen männ-

lichen Juden verhaftet wurden, traf es auch David. Er wurde am 11. November 1938 in der Kategorie „Sch. J." (Schutzhaft Jude) ins KZ Dachau eingeliefert und bis zum 22. Dezember 1938 dort inhaftiert. Was dies bedeutete, wissen wir aus Berichten von Leidensgenossen: Willkürliche Misshandlungen, Hunger, Kälte und Schlafmangel. Danach wollte er so schnell wie möglich auswandern. Im Friseurehepaar Hanold fand Familie Palm Käufer für ihr Haus und schloss schon am 30. Dezember 1938 beim Notariat Karlsruhe-Durlach II den Vertrag über den Verkauf des Hauses für 12.000 RM (Reichsmark) ab. Darin ist als Manfred Palms Wohnung Münster i.W., Antoniuskirchplatz 22 angegeben. Die Auflassung (Übertragung des Eigentums) sollte beim Tod oder der Auswanderung von Auguste Palm geschehen. [6]

Nachdem der NSDAP-Kreiswirtschaftsberater und danach auch der Badische Finanz- und Wirtschaftsminister dem Hausverkauf mit dem Hinweis, dass noch eine devisenrechtliche Genehmigung einzuholen ist, zugestimmt hatten, wurde der Kaufvertrag am 6. Februar 1939 geändert und die sofortige Auflassung vereinbart. Außerdem wurde Auguste Palm das Recht zugesprochen, den ganzen zweiten Stock für eine monatliche Miete von 5 RM „lebtäglich" zu bewohnen, und beurkundet, dass Manfred Palm auf den ihm gemäß Erbschein von 1936 zustehenden Erbteil von 3/8 zugunsten seiner Mutter verzichtet.

Vertragsgemäß hatten die Käufer den Kaufpreis einen Monat nach der Auflassung auf ein Sperrkonto des Notars einzuzahlen, der dann die Anteile auszahlen sollte. Auf David Palms Konto bei der Badischen Bank, dessen Auszüge von 1938 und 1939 sich in den Akten [9] finden, ging keine solche Zahlung ein. Dass auch Auguste Palm kaum etwas erhielt, geht indirekt aus den Akten hervor, siehe Nachwort. Wie beim Hausverkauf der Familie Weil an die Familie Schübel wird der „Generalbevollmächtigte für das jüdische Vermögen in Baden" das Geld eingestrichen haben, ganz im Sinne der Absicht der Nationalsozialisten, die Juden auszurauben.

Zum Vermögen von Auguste Palm und ihren Söhnen gehörte außer dem Haus ein 16,23 a großer Acker, Flurstück Nr. 3747, im Gewann Hofacker mit „Niederlager" und Gebäuden. Über diesen Acker schrieb Bürgermeister Franz Scheidt am 9. Januar 1939 an sie: „Die Gemeinde ist Liebhaber dieses Grundstücks. Aufgrund der VO. über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom 3. 12. 1938 ersuche ich Sie, dieses Grundstück alsbald zu veräussern und der Gemeinde bis zum 16.1.1939 über den Kaufpreis ein angemessenes Angebot zu machen. Jch mache darauf aufmerksam, dass nicht ein etwaiger Verkehrswert, sondern nur der Ertragswert des Grundstücks als Verkaufspreis in Frage kommen kann." [11] Das Schreiben war adressiert an „Frau Jsaak Palm, Kaufmanns Witwe, Auguste geb. Fleckenheimer" statt „Flegenheimer" – ein zeitgemäßer kleiner Scherz.

In dem offenbar von David in feinsäuberlicher Handschrift geschriebenen und von ihr in ihrer eigenwilligen Art unterzeichneten Angebot vom 12. Januar 1939 nannte sie als Preis den Steuerwert von 1.600 RM und wies darauf hin, dass der Acker bis 1. Dezember 1940 an Gustav Daubenberger verpachtet ist. Da Ortsbauernführer Karl Schaber den Wert des Grundstücks samt Birnbaum auf nur 650 RM geschätzt hatte, geschah zunächst nichts.

In den Gemeindeakten ist dokumentiert, dass sich Manfred Palm „hier in seinem Heimatorte für kurze Zeit aufgehalten hat", da sein nach Grötzingen gesandtes Persönlichkeitsblatt am 17. April 1939 wieder nach Münster i.W. zurückgeschickt wurde.

Am 18. April 1939 schrieb das Bürgermeisteramt Grötzingen an das Badische Finanz- und Wirtschaftsministerium: „Der Jude David Palm in Grötzingen, der mit seiner Mutter Auguste Sara Palm das Haus bewohnt, wandert am 11. Mai 1939 nach Amerika aus. Wir bescheinigen hiermit dem Eugen Hanold, dass seinem Einzug in das Judenhaus, nach Wegzug des Juden David Jsrael Palm, nichts im Wege steht. Wir bitten um Erteilung der Genehmigung zur Eintragung des Kaufvertrags im Grundbuch von Grötzingen." Nachdem Familie Schübel am 6. Juni 1939 das Haus Niddaplatz 3 von der jüdischen Familie Weil gekauft hatte, konnte sie ihre Wohnung für Familie Hanold frei machen.

Mit einem beim US-Konsulat in Stuttgart erhaltenen Visum reiste David Palm am 8. Juni 1939 auf dem Dampfschiff „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie von Hamburg nach New York ab. Zuvor hatte er 1.400 RM Judenvermögensabgabe und für die mitgenommenen Dinge 2.250 RM Umzugsabgabe zahlen müssen.

Nach dem Erlass des Badischen Finanz- und Wirtschaftsministers vom 29. Juni 1939, dass alle Juden ihre Grundstücke innerhalb von drei Wochen an die Gemeinde zu verkaufen haben, wurde Auguste Palm zur Beurkundung des Kaufvertrags ihres Ackers mit Schreiben vom 28. Juli auf den 2. August 1939, 14 Uhr, auf das Grundbuchamt in Grötzingen vorgeladen. Der Kaufpreis, vom Ministerium auf 700 RM festgesetzt, war wegen des Verzichts beider Söhne ganz an sie zu bezahlen. Die Gemeinde bezahlte den Kaufpreis am 11. August an den Notar, die Auszahlung an Auguste Palm verzögerte sich, weil die steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung wegen des devisenrechtlichen Ausländers David Palm trotz dessen Verzichtes auf sich warten ließ, bis mindestens zum 25. April 1940, wenn sie überhaupt erfolgte.

Im diesbezüglichen Schriftwechsel wurde am 4. April 1940 erwähnt, dass Auguste Palm jetzt bei ihrem Sohn Manfred in Münster wohnt, was zu dem Zeitpunkt allerdings nicht mehr stimmte. Wie Manfred Palms Sohn Ernst Wolfgang Palm berichtet, wanderte seine Familie im Dezember 1939 über Italien mit dem letzten Flüchtlingstransport der Dampfer Vesili und Augusto nach Südamerika aus und kam im Januar 1940 nach Chile. Zuvor hatten sie Auguste Palm, die in Grötzingen nahe der Grenze zum Kriegsgegner Frankreich gewesen wäre, in einem Altersheim in Unna in Westfalen untergebracht. Doch sie blieb dort nicht lange.

Der neue Hausbesitzer Hanold schreibt am 25. November 1940 in einem Brief: „Im März 1939 habe ich das Anwesen der Jüdin Auguste Sahra Palm käuflich erworben. Dieselbe hat sich den Altsitz, bestehend aus zwei Zimmern mit Küche vorbehalten. Seit dem 1. Juli 1940 habe ich die auslandsdeutsche Familie Hermann Haas mit Kind, die vor Ausbruch des Krieges aus Paris geflüchtet ist, behelfsweise in meine Wohnung aufgenommen." Wenn Auguste Palm statt der im Kaufvertrag vereinbarten ganzen oberen Wohnung mit vier Zimmern nur zwei Zimmer zur Verfügung hatte, wurde Familie Haas wohl in die restlichen zwei Zimmer oben einquartiert.

Nachdem Auguste Palms Kinder ausgewandert waren und sie ihren Besitz hatte hergeben müssen, nahm man ihr auch ihre Heimat.

Im Oktober 1940 wurde Auguste Palm als eine von 13 Grötzinger Jüdinnen und Juden in einer ganz Baden und die Pfalz umfassenden Aktion nach Südfrankreich ins Lager Gurs deportiert. Gurs liegt in der Nähe der Bahnstation Oloron-Sainte-Marie am Fuße der Pyrenäen. Im „Verzeichnis der am 22. Oktober aus Baden ausgewiesenen Juden" ist sie unter der Nummer 2158 aufgeführt.

Was mit ihrer Wohnung geschah, erfuhr Auguste Palm im fernen Gurs wohl kaum. Nachdem „Der Generalbevollmächtigte für das jüdische Vermögen in Baden" am 22. November 1940 an den Bürgermeister geschrieben hatte, wie die versiegelten Judenwohnungen von einem Gendarmeriebeamten zu öffnen, auf Wert- und Kultgegenstände abzusuchen und vom Ortsgericht zu inventarisieren sind, übersandte die Geheime Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Karlsruhe, am 27. November 1940 dem Bürgermeister fünf Bund Schlüssel, darunter der für Auguste Palms Wohnung. Bald darauf dürfte die Wohnung inventarisiert, geräumt und der Hausrat versteigert worden sein. Wertgegenstände wurden anscheinend keine gefunden, nur Kultgegenstände, die Bürgermeisterstellvertreter Dörrmann am 1. Dezember 1941 dem Polizeipräsidenten, Abteilung Jüdisches Vermögen, in einer Kiste übergab.

Unter den erbärmlichen Lebensbedingungen in den Lagern in Gurs und an anderen Orten starben bis zum Sommer 1942 vier der 13 Personen aus Grötzingen, Auguste war nicht dabei, obwohl sie schon 78 Jahre alt war. Drei Personen gelang es, in die USA auszuwandern. Auch unter diesen war Auguste nicht. Sie war unter denen, die unter die „Endlösung der Judenfrage" fielen.

Das Ministerium der ehemaligen Kämpfer und der Kriegsopfer der Französischen Republik bescheinigte dem Suchdienst des Roten Kreuzes am 29. September 1957, dass Madame PALN oder PAIN, geboren am 23. März 1864 oder 1904 in den Lagern RECEBEDOU und DRANCY interniert war und am 28. August 1942 in Richtung AUSCHWITZ deportiert wurde. [12] Auguste Palm war demnach im Frühjahr 1941 von Gurs ins Lager Récébédou bei Toulouse verlegt worden. Ihre Spur verliert sich in einem der Viehwaggons, die am 28. August 1942 von Drancy bei Paris ins Vernichtungslager Auschwitz abgingen.

Das Leben der Auguste Palm, anfangs für mich nur eine ferne Geschichte aus staubigen Akten fast ohne ein persönliches Zeugnis, kam mir bei den Nachforschungen und dem Schreiben dieses Beitrags unerwartet nahe – rein zeitlich gesehen auf vierzehn Tage, denn ich bin zwei Wochen nach ihrem Abtransport nach Auschwitz geboren. Dem mörderischen Wahnsinn des Nationalsozialismus, der auch Auguste Palm vernichtet hat, stehe ich umso fassungsloser gegenüber.

Danken möchte ich allen, die mir geholfen haben die Informationen für diesen Beitrag zu sammeln oder eigene Erinnerungen beitrugen. Stellvertretend seien in alphabetischer Reihenfolge genannt: Herr Dr. Güss von der Grötzinger Arbeitsgruppe Gedenkbuch, Frau Hafner von der Druckerei Hafner, Herr Hanold, Herr Maier von der Ortsverwaltung Grötzingen, Herr Neckermann vom Heimatkundlichen Arbeitskreis Odenheim, Herr Schuhladen-Krämer vom Amt für Stadtgeschichte und Frau Wagner geb. Schübel.

Karl Berger

Nachwort:

Am 8. März 1961 wurde vor dem Schlichter für die Wiedergutmachung beim Amtsgericht Karlsruhe ein Vergleich geschlossenen, nach dem den Eheleuten Hanold in Grötzingen bei Karlsruhe, Friedrichstr. 3, als Zessionären nach Auguste Palm zulasten des Deutschen Reiches 1.312,50 DM Kaufpreisanteil (Bankguthaben RM 10.500,--) zustehen. [12] Dies entspricht dem größten

Teil des vereinbarten Hauskaufpreises von 12.000 RM, den der Staat demnach vereinnahmte. Dazu passt, was Herr Hanold berichtet, dass seine Eltern nach dem Krieg das Haus noch einmal bezahlen mussten.

Am 25. Januar 1950 erklärte das Amtsgericht Karlsruhe-Durlach Auguste Palm auf den 22. 10. 1940 für tot und setzte als Erben des Nachlasses die beiden Söhne Manfred Palm in Providencia, Department Santiago und David Palm in Paterson/Neu Jersey, USA ein.

David Palm, der zeitlebens unverheiratet blieb, brachte es vom Tellerwäscher zum Teilhaber des Geschäftes „K+W Liquor & Delicatessen" in Paterson bei New York. (Noch heute gibt es dort laut Internet den „Third Ave Delicatessen & Liquor Store".) Nachdem er am 15. Mai 1974 in ein Altersheim gezogen war, starb er am 20. Juli 1976 im Alter von 86 Jahren. Die Akten [9] und [12] berichten von seinem jahrelangen Kampf um die Entschädigung, die er für das erlittene Unrecht beanspruchen durfte. Beispielsweise konnte er erst 1957 mit dem oben erwähnten Schreiben nachweisen, dass seine Mutter bis August 1942 in Lagerhaft war.

In der Entschädigungsakte von Auguste Palm findet sich ein 1957 zugunsten von David Palm abgegebener Erbverzicht von Elsbeth Palm, Alice Mix geb. Palm und Ernst Palm, Ehefrau und Kinder des verstorbenen Manfred Palm, San Bernardo/Chile. Ernst Palm, der heute 84-jährig in Hamburg lebt, berichtet, dass sein Vater Manfred Palm, den er sehr gern hatte und der wie seine Mutter Auguste ein lebenslustiger Mensch gewesen war, bereits 1943 mit 56 Jahren an einer Gehirntuberkulose starb. Er hatte zu viel mitmachen müssen und seine Lebenskraft verlorenen. Manfreds Frau Elsbeth wurde über 80 Jahre alt. Seine Tochter Alice lebt noch in Chile

Quellen:

[1] Blatt der ehemaligen Judenkartei, aufbewahrt im Amt für Stadtgeschichte, Karlsruhe

[2] Odenheimer Familienbuch, herausgegeben vom Heimatkundlichen Arbeitskreis Odenheim, siehe www.odna.de

[3] da Linsabauch, ‚s Odama Heimatbläddl, herausgegeben vom Heimatkundlichen Arbeitskreis Odenheim, Beitrag „Das Gasthaus zum Ochsen" in Nr. 13, Oktober 1995

[4] Kirchenbücher von Hainstadt, Mikrofilme einzusehen im Generallandesarchiv Karlsruhe.

Als Vorname von Auguste Flegenheimers Mutter wird 1813–1822 Haja, 1829–1834 Karolina, 1838 Göhle angegeben.

[5] Josef Werner, Hakenkreuz und Judenstern, Das Schicksal der Juden im Dritten Reich, Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs – Band 9

[6] Hausverkaufsakte Auguste Palm, GLA Abt. 237 Zugang 1967 – 19, Zug Nr. 1420

[7] Standesbücher des Standesamtes Karlsruhe-Grötzingen

[8] Schularchiv des Kant-Gymnasiums Karlsruhe

[9] Entschädigungsakte David Palm, GLA EK 25818

[10] Pfinztäler Bote, Archiv der Druckerei Hafner, Karlsruhe-Grötzingen

[11] Akte A 1590 des Gemeindearchivs Grötzingen

[12] Entschädigungsakte Auguste Palm, GLA EK 27541

Max und Luise Palm

Als Max Palm sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs entschließt, in seinem Heimatdorf Grötzingen zu leben und als Geschäftsmann selbständig zu werden, kann er auf eine beeindruckend lange Familientradition in diesem Ort zurückblicken. Seit Generationen schon wohnten die Palms in Grötzingen und scheinen sich hier wohlgefühlt zu haben. Das ist keine Selbstverständlichkeit angesichts der großen Fluktuation der jüdischen Bevölkerung, die in ihrer Mehrheit immer wieder den Wohnort wechselte – ob gezwungen, bedroht oder bei dem Versuch, irgendwo anders ein besseres und freieres Leben aufzubauen.

Seit wann die Palms in Grötzingen ansässig waren, lässt sich nicht mehr feststellen; die früheste Spur ist die Spenderliste der Gemeindemitglieder für den Bau der ersten Synagoge im Jahr 1798, auf der sich der Name des Metzgers Josef Palm findet. Bei der zweiten großen Renovierung der Synagoge im Jahr 1874 ist einer von Josefs Söhnen, Wolf Palm (1822 - 1906), Vorsteher der Gemeinde und steht mit dem großzügigsten Betrag an erster Stelle der Spender für die Baukosten; er muss also in guten finanziellen Verhältnissen gelebt haben. Aber auch Liebmann Palm, der jüngste Sohn Josefs, ist unter den Spendern. Als schließlich 1899 zur Hundertjahrfeier der Synagoge ein großer Umbau samt Renovierung ansteht, begegnen wir auf der Spenderliste wiederum zahlreichen Familienmitgliedern der Palms: Wolf Palm mit seinen Söhnen Isaak (1850 - 1929) und Raphael (1847 - 1898) und Liebmann Palm mit seinem Sohn Josef. Der Kaufmann Liebmann Palm (1824 - 1908) und seine Ehefrau Sophie geb. Auerbach (1819 - 1896) sind Max Palms Großeltern. Beider Gräber befinden sich noch heute auf dem für Grötzingen zuständigen Jüdischen Verbandsfriedhof bei Obergrombach.

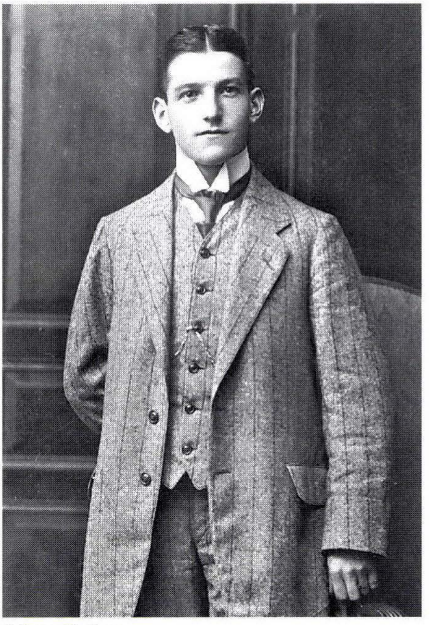
Max Palms Eltern Josef (1854 - 1923), von Beruf Metzger und Viehhändler, und Helene geb. Schlesinger (1852 - 1933) sind dagegen auf dem 1905/06 angelegten Jüdischen Friedhof Grötzingens begraben, wo sich ihre Grabsteine ebenfalls erhalten haben. Das Ehepaar wohnte in der Schulstraße 2 (jetzt Schustergasse 3). Zur Straße hin lag der Metzgerladen, in dem auch die nichtjüdische Bevölkerung einkaufte, und in einem kleinen Schlachthaus auf dem Hof waren die Vorrichtungen zum koscheren Schlachten, die sich dort noch heute befinden.

Max Palm kam am 12. Februar 1889 zur Welt. Er wuchs als fünftes von sechs Kindern mit einer großen Geschwisterschar auf. Rudolf, der Älteste, wurde 1882 geboren und starb schon 1904 mit 22 Jahren. Sein Grabstein ist auf dem Obergrombacher Friedhof zu finden. Ludwig, geboren 1884, übernahm später das Elternhaus mit der Metzgerei, die Schwestern Thekla und Rosa (geboren 1885 und 1886) und die jüngste, Jenny, geboren 1892, heirateten in entsprechendem Alter nach außerhalb. Von Theklas Familie überlebte nur der jüngere Sohn den Holocaust; Rosa und ihre Familie emigrierten in die USA. Jenny und ihr Mann wurden Opfer der Deportation in das Lager Gurs.

Von Vater Josef wissen wir nicht viel mehr als seinen Beruf. Die Mutter Helene wird als kleine, lebhafte Frau geschildert, warmherzig und liebevoll, die nicht nur ihre eigene Kinderschar umsorgte und dirigierte, sondern freundschaftliche Kontakte auch zu Nachbarn pflegte und sich um deren Kinder kümmerte.

Max besuchte die Grötzinger Volksschule und wechselte dann auf die Re-

alschule in der Schulstraße (heute Kant-Gymnasium) in Karlsruhe. Doch Französisch und Mathematik scheinen ihm Schwierigkeiten gemacht zu haben, so dass er die Quinta wiederholen musste. Dabei verbesserte er zwar seine Leistungen, verließ 1902 aber trotzdem die höhere Schule ohne Abschluss. Er machte vermutlich eine kaufmännische Lehre, um anschließend in irgendeinem Bekleidungsgeschäft zu arbeiten. Aus dieser Zeit stammt wohl auch das Foto (aufgenommen von einem Karlsruher Atelier in der Erbprinzenstraße), das ihn als gutaussehenden, sorgfältig und elegant gekleideten jungen Mann zeigt. Im 1. Weltkrieg wurden beide Brüder Soldaten; Ludwig kehrte mit einer schweren Handverletzung heim, Max brachte es zum Feldwebel.



Max Palm

Ganz erstaunlich war Max Palms Mut, schon am 4. September 1919 in der so schwierigen Nachkriegszeit ein eigenes Geschäft zu eröffnen, allerdings mit Unterstützung der Familie: er begann ohne Laden und verkaufte im elterlichen Haus in der Schulstraße eine Treppe hoch in einem Zimmer. Mutig war sein Entschluss vor allem deshalb, weil es in Grötzingen bereits ein seit langem etabliertes und über die Dorfgrenzen hinaus bekanntes jüdisches Tuch- und Manufakturwarengeschäft gab: Sinauer und Veith in der Bismarckstraße 1 (jetzt Rathausnebengebäude). Von Anfang an setzte er – ganz modern! – auf effiziente Werbung; seine Anzeigen erschienen oft und regelmäßig in der in Grötzingen erscheinenden Zeitung „Pfinztäler Bote", und er leistete sich auffallend große Formate mit dekorativer Umrahmung. Schon im Oktober 1921 konnte er eine „Geschäftsverlegung und Vergrößerung" anzeigen, denn im Laufe dieses Jahres war er, vermutlich mit finanzieller Hilfe seiner Familie, Eigentümer des stattlichen Hauses Mittelstraße 34 geworden (heute Schultheiß-Kiefer-Straße 25/27, Ecke Laubplatz). Das Haus wurde – wie noch heute eine Bauinschrift zeigt – im Jahr 1812 von Isidor Veith erbaut, dem späteren hochangesehenen Vorsteher der Jüdischen Gemeinde. Zwischenzeitlich befand es sich in nichtjüdischem Besitz. Über dem großen Laden mit vier Schaufenstern befand sich die schöne und geräumige Wohnung; ein damals zum Grundstück gehörendes anschließendes weiteres Wohnhaus mit Küferwerkstatt war vermietet.

Schon von seinen Schulzeiten her hatte der „Palme Max" viele Freunde im Dorf, und mit seiner offenen, freundlichen Art war er allgemein beliebt. „Ein guter Mann" oder „ein feiner Mann", sind immer wieder spontane Aussagen über ihn von Grötzinger Zeitzeugen. Stets wird auch hervorgehoben, dass er immer bereit war, die Bezahlung seiner Waren zu stunden, auch in kleinen Beträgen und ohne Aufpreis. Die einstimmige Erinnerung ist: er wollte den Kunden gefällig sein – nein, ausnutzen wollte er niemanden!

Geschäfts-Eröffnung.

Dem werten Publikum, Freunden und Bekannten die ergebene Mitteilung, daß ich hier im Hause der Metzgerei **Josef Palm,** Schulstraße 2 ein

Manufaktur-, Aussteuer-, Trikotagen-, und Kurzwaren-Geschäft

eröffnet habe. Durch günstigen Einkauf bei nur erstklassigen Firmen bin ich in der angenehmen Lage, Sie ganz besonders billig zu bedienen.

Hochachtungsvoll

Max Palm.

Zur Geschäfts-Eröffnung

empfehle ich ganz besonders:

schwarze Kleiderstoffe
zur Konfirmation

Kostümstoffe

Kleider- u. Rock-Velour

Hemdenflanell

weiß Hemdentuch
in allen Preislagen und bester Qualität, ungebleichten Nessel

Schürzen-Zeug

Hosen-Zeug Buxkin
in allen Qualitäten

Macco-Hemden
ein großer Posten, ganz gute Qualität

Winter-Unterhosen

Socken u. Kinderstrümpfe

Max Palm.

Herausgegeben vom Bürgermeisteramt Grötzingen. — Druck von Max Hafner, Grötzingen.



Eine große Rolle im Leben des Dorfes spielten damals so genannte Tischgesellschaften, das waren ausschließlich Männern vorbehaltene Vereine mit betont bürgerlichem Anstrich, deren Mitglieder sich in ihren Stammgasthäusern zum fröhlichen Beisammensein trafen, zum Biertrinken und Skatspielen. Es wurden aber auch Tanzabende mit Damen und sonntägliche Ausflüge mit den Familien organisiert. Max Palm war schon mit 19 Jahren Mitglied in der Tischgesellschaft „Arminia" und wurde später ihr Vorsitzender, ein Zeichen dafür, wie sehr er anerkannt und in das dörfliche Leben integriert war. „Seinem lieben Max Palm" widmete 1908 sein Vereinsbruder Gustav K. ein „Arminialied", in dem es über Grötzingen beziehungsreich heißt:

„Der Frohsinn wohnt in deinem Reich,
der machet alle Menschen gleich,
und einen treuen Hüter, ja,
hat Frohsinn in Arminia!"

Erstaunlich spät folgte dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg die Familiengründung: am 16. August 1929 schlossen Max Palm und Luise



Das Haus in der Mittelstraße 34

Geschäftsverlegung und Vergrößerung.

Ich beehre mich, meiner verehrten Kundschaft kundzugeben, daß ich mein Geschäft, bisher Schulstraße Nr. 2, nach der **Mittelstraße Nr. 34** (Ecke Friedrich- und Mittelstraße) verlegt habe und die Eröffnung meines

Neuen Geschäftes

am **Freitag den 28. Oktober 1921** stattfindet.

Da diese Veränderung schon seit einigen Monaten vorgesehen war, so habe ich mich damals schon mit größeren Posten vom **Einfachsten bis zum Feinsten** eingedeckt und bin ich deshalb heute in der Lage, meine werte Kundschaft noch mit

alten Preisen in allen Artikeln

bedienen zu können.

Zur Ueberzeugung meiner Preise und Qualitäten gestatte ich meiner werten Kundschaft jederzeit Besichtigung ohne Kaufzwang.

Hochachtungsvollst

MAX PALM, Manufakturwaren, Grötzingen

Ecke Friedrich- und Mittelstraße.



Luise Palm geb. Kohn

Kohn die Ehe in Sinsheim/Elsenz, Luises Heimatort.

Luises Eltern stammten beide aus Familien, die in der Textilbranche tätig waren. Ihr Vater, Max Kohn (geboren 1865), kam aus Königshofen im Grabfeld (heute Bad Königshofen in der Nähe von Würzburg). Er arbeitete zunächst im väterlichen Textilgeschäft am dortigen Marktplatz und heiratete Emilie Blum (geboren 1871) aus Sinsheim/Elsenz. In Königshofen kam am 1. September 1897 Luise zur Welt, in den nächsten Jahren wurden die Geschwister Richard und Else geboren und im Jahr 1904 die jüngste Schwester Erna. Luises Großvater mütterlicherseits, Karl Blum, hatte im Jahr 1866 in Sinsheim ein Textilwarengeschäft gegründet und hinterließ es bei seinem Tod 1910 seinem Schwiegersohn Max Kohn. Sinsheim hatte zu dieser Zeit eine große aufstrebende jüdische Gemeinde. Zahlreiche Geschäfte, Betriebe, kleinere Fabriken waren in jüdischem Besitz, und so mancher jüdische Geschäftsmann hatte sich eine repräsentative Villa im Stadtgebiet bauen lassen. So war es für die jungen Eltern Kohn mit ihren vier Kindern eine spürbare Verbesserung ihrer Lebensumstände, als sie das kleine Königshofen für immer verließen und nach Sinsheim zogen. Sie bewohnten das schöne großelterliche Haus mit dem Textilladen in der Hauptstraße. Für die Kinder gab es gute Schulen am Ort.

Luises Großvater und Vater waren angesehene und wohlhabende Bürger Sinsheims, und beide engagierten sich für das öffentliche Wohl der Stadt. Großvater Blum hatte folgende Ämter und Ehrenämter innegehabt: Vorstandsmitglied der Gesellschaft „Eintracht" und des Gesangvereins „Liederkranz", Ehrenmitglied und Verwaltungsratsmitglied der Freiwilligen Feuerwehr, Gründungsmitglied des „Carle-Vereins", Mitglied des Gewerbe- und Industrievereins. Luises Vater Max Kohn war Gründungs- und Aufsichtsratsmitglied der „Gemeinnützigen Baugenossenschaft Sinsheim", die nach dem Ersten Weltkrieg den Bau der so genannten Gartenstadt in Sinsheim ermöglichte.

Das Familienleben der Kohns war warm, liebevoll und fröhlich, der Zusammenhalt war eng und vertraut, und aus diesem behüteten Zuhause zog Luise nach der Hochzeit mit Max Palm nach Grötzingen. Sie war eine hübsche, elegante und kultivierte junge Frau, die sich für Musik interessierte und besonders Tschaikowskij liebte. Im Gegensatz zu ihrem Mann, der gern und viel unterwegs und unter den Leuten war, galt sie jedoch als zurückhaltend, und man sah sie nicht oft im Dorf. Eher zurückgezogen lebte sie im Hause, übernahm aber die Geschäfte im Laden, wann immer notwendig. Vielleicht ist sie in Grötzingen nie ganz heimisch geworden – die Zeitläufte haben es ihr auch nicht leicht gemacht.

Abgesehen von den häufigen Kontakten mit den Verwandten in der Schulstraße – Max' Mutter Helene, seinem Bruder Ludwig, dessen Frau Lina und dem 1918 geborenen Sohn Herbert – hatten die Eheleute kaum Umgang mit den anderen jüdischen Familien im Dorf. Eine Ausnahme bildeten die wenig geschätzten und eher förmlichen Sabbathbesuche der entfernt verwandten Auguste Palm, die in der Friedrichstraße ein Schuhgeschäft betrieb. An gewöhnlichen Sabbathtagen hatten die jüdischen Geschäfte in Grötzingen geöffnet, an hohen jüdischen Festtagen blieben sie jedoch weitgehend geschlossen, was gelegentlich im „Pfinztäler Boten" vorher angekündigt wurde. Denn so weit auch die Integrationswilligkeit der Grötzinger jüdischen Mitbürger reichte – sie waren fromme Juden und hielten sich zu der orthodoxen Gemeinde der Grötzinger Synagoge. So auch Max und Luise Palm; sie nahmen regelmäßig an den Gottesdiensten teil und gestalteten zu Hause den Sabbath und die jüdischen Feste feierlich und nach den Regeln ihrer Religion.

Am 12. Oktober 1930 wurde das Töchterchen geboren, zärtlich geliebt und behütet von beiden Eltern. Die kleine Ruth war in jenen Jahren das einzige jüdische Kind im Dorf und sollte als Einzelkind nicht isoliert aufwachsen. Sie besuchte den von einer evangelischen Schwester geleiteten Kindergarten und später die Grötzinger Volksschule und fühlte sich wohl dort, obwohl man ja schon mitten in der NS-Zeit war. Sie war mit vielen Kindern befreundet und durfte diese auch zum Spielen ins Haus bringen. Und die Freundinnen kamen gern, denn in Ruths Zimmer gab es Spielsachen, von denen sie nur träumen konnten. Überhaupt fiel der Lebensstil der Familie im Dorf auf: sie beschäftigten ein Dienstmädchen, sie waren immer sehr gut gekleidet, und sie besaßen, wie man sich zuraunte, ein weißes Schlafzimmer – ein Zeichen von extravagantem Luxus für die Dorfbevölkerung!

Außer dem vertrauten Grötzinger Umfeld hatte die kleine Ruth eine zweite Heimat: das Haus der Großeltern Kohn, in dem auch Luises unverheirate-



Die Familie im Oktober 1935

te und kränkliche Schwester Erna lebte. Luise fuhr oft mit ihrem Kind dorthin, und sie verbrachten alle Ferien dort. Ruth erinnert sich daran, wie nach der etwa zweistündigen Bahnfahrt der Großvater immer am Bahnhof auf sie wartete, immer auch mit einem Helfer, der sich um das Gepäck kümmerte, oder wie morgens alle am gepflegt gedeckten Frühstückstisch saßen und der Bäcker mit einem riesigen Korb erschien, worin unter einem gestärkten weißen Tuch die schönsten Gebäckstücke lagen, aus denen jeder sich auswählte. Aber auch zu der übrigen großen Verwandtschaft, vor allem zu den Geschwistern Max und Luise Palms und deren Familien, bestand eine enge Beziehung, und man besuchte sich so oft wie möglich.

Ruth erlebte ihre kleine Welt damals als heil und schön, denn ihren Eltern und Verwandten gelang es, alles Beängstigende der politischen Lage von ihr fernzuhalten, und das Zusammenleben mit den anderen Kindern in Kindergarten und Schule war zunächst normal und unbeschwert für sie. So sagt sie heute über diese frühen Jahre ihrer Kindheit: „I could not have had a better childhood despite conditions." (Ich hätte keine schönere Kindheit haben können trotz der Situation.)

Für die Eltern Palm jedoch waren die Zeiten schon längst nicht mehr rosig, denn die Probleme, die von außen auf sie eindrangen, begannen schon bald nach der Geburt der Tochter. Nach den anfänglichen guten Geschäftserfolgen brachte die Weltwirtschaftskrise 1930 - 1933 auch Max Palm in wirtschaftliche Schwierigkeiten, und mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam er als jüdischer Geschäftsmann immer mehr in eine verzweifelte Situation. Am 1. April 1933, dem Tag des Judenboykotts, stand ein Grötzinger SA-Mann in Uniform und mit Karabiner vor der Ladentür des Palmschen Geschäfts Wache, um die Bevölkerung vom Kauf „beim Juden" abzuhalten. Ungläubig und kopfschüttelnd soll drinnen



Inserat am 18. und 23. Dezember 1933



Letztes Inserat am 21. Dezember 1935

im Laden Max Palm auf sein Anschreibbuch getippt haben mit den Worten: „Grad der, wo da draußе steht, steht auch da hinn!" (Also: ausgerechnet der SA-Mann, der da draußen steht, steht auch in meinem Schuldbuch drin!) 1934 waren die Umsätze so weit zurückgegangen, dass Konkurs angemeldet werden musste. In den Akten heißt es dazu: „Mit Hilfe von Verwandten wurde der Grundbesitz ersteigert, und mit ihrer Hilfe konnte Palm das Geschäft wieder einigermaßen in Gang bringen, wenn auch in stark verringertem Ausmaß." Der Grundbesitz war seitdem auf den Namen der Tochter Ruth eingetragen.

Trotz der Anfeindungen durch die Nationalsozialisten kauften Grötzinger weiterhin in den jüdischen Geschäften ein. Max Palm behielt es auch bei, regelmäßig Werbeanzeigen im damals als Tageszeitung erscheinenden „Pfinztäler Boten" zu bringen, und er hatte das Glück, in dem Verleger der Zeitung, Max Hafner, einen Freund und Gesinnungsgenossen zu haben, der sich selbst immer wieder gegen die neuen Machthaber wehren und 1936 seine Zeitung letztlich doch unter Zwang aufgeben musste. Abends, im Schutz der Dunkelheit, stieg Max Palm oftmals die ganz in der Nähe gelegene steile Treppe zum Wohn- und Verlagsgebäude der Hafners hinauf, um mit Max Hafner die Lage zu besprechen.

Und die Lage wurde von Jahr zu Jahr bedrohlicher für Max und Luise Palm, ihr Leben wurde einsamer, eingeschränkter und immer schwieriger. 1935 schon gaben Luises Eltern in Sinsheim ihr Textiliengeschäft auf. 1937 teilte Luises einziger Bruder Richard den Eltern telefonisch von Holland aus mit, dass er und seine Frau nicht mehr nach Deutschland zurückkehren und in die USA emigrieren würden. Wenig später folgte Luises Schwester Else mit Mann und Kind. Noch wollte Max Palm nicht aufgeben, noch nährte er die Hoffnung, der böse Spuk mit der zunehmenden Rechtlosigkeit und Demütigung der Juden könnte vorbeigehen, noch hing er zu sehr an seiner Heimat und all dem, was er sich aufgebaut hatte, und scheute die Ungewissheit und Not der Emigration. Vorsorglich beantragte er dennoch die Ausreise der Familie in die USA, aber es war zu spät: die zugewiesenen Antragsnummern lagen bei über 35000 – eine hoffnungslose Zahl.

Das Novemberpogrom begann in Grötzingen erst gegen Mittag des 10. November 1938. In vier Personenwagen fuhren unbekannte Männer in Zivil vor, mit Beilen bewaffnet, und zerstörten die Synagoge und die jüdischen Geschäfte. Bei Max Palm zertrümmerten sie die vier großen Schaufensterscheiben und die Inneneinrichtung des Ladens, warfen die Ware auf die Straße und zerrten die Stoffbahnen der Meterware von den Ballen herunter durch die offenstehende Ladentür und die zersplitterten Fenster ebenfalls nach draußen. Am selben Tag, mitten hinein in diese Situation von Chaos und Verwüstung, fuhren SA-Männer in einem Lastwagen vor und verhafteten Max Palm. Laut protestierend wurde er aus seinem Hauseingang gezerrt, von einem der Männer im Genick gepackt und auf den Lastwagen zu anderen Verhafteten gestoßen. Auf der „Schwanenwiese" beim Gasthof „Zum Schwanen" an der heutigen Augustenburgstraße war die Sammelstelle für alle verhafteten männlichen Juden aus dem Umkreis. Dort wurden sie umgeladen, für eine Nacht in das Durlacher Gefängnis und am 11. November in das KZ Dachau eingeliefert.

Zurück blieben Luise und ihre Tochter in Angst und Verlassenheit. Als der Ehemann und Vater am 2. Dezember zurückkehrte, war aus dem lebensfrohen Mann ein stiller und bedrückter Mensch geworden. Zum eigenen Erleben der Schrecken im Konzentrationslager kam die furchtbare Nachricht

vom Tod des Neffen Kurt, des älteren Sohnes seiner Schwester Thekla, während der Haft in Dachau.

Die Demütigungen und Repressalien häuften sich in den nächsten Wochen und Monaten massiv. „Ohne jede besondere Aufforderung" mussten die Eheleute Palm, wie alle Juden, ein Viertel ihres Vermögens an das Finanzamt zahlen. Aber damit nicht genug! Die Tochter erinnert sich noch an die Zwangsablieferung des Familiensilbers und des Schmucks der Mutter. Einen herben Einschnitt bedeutete der Besuch des Schulleiters, Oberlehrer Karl Fuchs, der seit der gemeinsamen Schulzeit mit Max Palm befreundet war und den Mut und Anstand besaß, die Eltern persönlich aufzusuchen und ihnen – selbst zutiefst traurig darüber – mitzuteilen, dass Ruth die Grötzinger Schule nicht mehr besuchen durfte. Für die Achtjährige blieb nur die Jüdische Schule in Karlsruhe, die sie, ganz auf sich gestellt, mit dem Fußmarsch nach Durlach und der Straßenbahnfahrt bis zum Kronenplatz erreichte. Ruth fühlte sich auch dort wohl und fand neue Freunde, obgleich die Schule zu dieser Zeit durch äußerste räumliche Enge und die fortlaufende Emigration von Lehrern und Schülern keinen normalen Unterricht mehr bieten konnte. Quälend aber wurden für sie die Wege durch das Dorf. Vor kurzem noch hatte sie hier so selbstverständlich und fröhlich gelebt und mit vielen Kindern des Viertels gespielt, war in Häusern der Nachbarschaft aus und ein gegangen – nun wurde sie plötzlich von manchen früheren Spielkameraden als „Drecksjud" beschimpft.

Aber auch in ihrem eigenen Haus blieb die Familie nicht verschont vor Anfeindungen. Die Mieter des zum Palmschen Grundstück gehörenden zweiten Hauses benutzten einen gemeinsamen Hauseingang, und es war nicht zu vermeiden, dass man täglich aufeinander traf. Jede Begegnung aber mit dem dort seit vielen Jahren wohnenden Weinhändler und seiner Familie wurde zur Tortur, denn diese „arischen" Nachbarn ließen keine Gelegenheit aus, ihre jüdischen Vermieter in übler Weise zu beschimpfen und als Krönung das „Horst-Wessel-Lied" abzusingen.

Unter vermehrtem Druck der amtlichen Stellen lief in diesen Monaten die so genannte „Arisierung jüdischen Immobilienbesitzes", später „Grundstücksentjudung" genannt. Max Palms Mieter bemühte sich darum, unter den damals günstigen Bedingungen den Hausbesitz der Palms billig zu erwerben. Wahrscheinlich wegen dieses Ansinnens kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden Männern, die damit endete, dass der als cholerisch bekannte Weinhändler Max Palm auf der Treppe einen Tritt versetzte, so dass dieser stürzte und sich ein Bein brach. Während seiner dadurch verursachten Bettlägerigkeit erhielt Max Palm eine Aufforderung, sich wegen des Grundstücksverkaufes im Landratsamt einzufinden. Ein Schreiben des Landrats an das Finanzministerium vom 30. Juni 1939 berichtet, dass die Ehefrau Luise Palm erschien, die Situation im Detail schilderte und um Aufschub bat, bis ihr Ehemann selbst verhandeln könne, wobei sie deutlich machte, dass es nicht zumutbar sei, ausgerechnet an den gewalttätigen Mieter zu verkaufen. Sei es dass Luise Palm ihre Sache besonders geschickt und eindrucksvoll vertreten hat, oder dass in dem Amtszimmer ein menschlich fühlender Beamter saß, jedenfalls wurden die Verkaufsverhandlungen vorläufig eingestellt, und die Familie konnte in ihrem Haus wohnen bleiben. Im Erdgeschoss hinter dem Laden war inzwischen die Grötzinger jüdische Familie Traub untergebracht worden.

Seit der Zerstörung der Synagoge hatten die Grötzinger Juden kein religiöses Zentrum mehr. Die vielen Freundschaften Max Palms im Dorf waren seit

1933 spürbar reduziert und hörten schließlich bis auf wenige heimliche Kontakte ganz auf. Die Familie schloss sich notgedrungen immer mehr von der Außenwelt ab – beraubt, entrechtet und gedemütigt führten sie ein Leben in Isolation und zunehmender Armut. In den ersten Wochen nach dem November-Pogrom hatte es zwar noch Grötzinger Kunden gegeben, die durch Einkäufe den bedrängten jüdischen Geschäftsleuten zu Hilfe kamen, sie wurden aber durch Maßnahmen des Bürgermeisters und NS-Ortsgruppenleiters massiv unter Druck gesetzt und bedroht. Ihre Namen wurden auf Anschlagtafeln angeprangert, und am 16. Dezember 1938 erschien ein Flugblatt der NSDAP-Ortsgruppe, in dem es u.a. heißt: „Wenn ... noch weiterhin Einwohner für hunderte von Mark einkaufen, so ist dies empörend und als glatter Volksverrat anzusehen. Das sind keine Volksgenossen mehr, sondern Judenknechte und Verbrecher am Volk!" Max Palms Geschäft existierte schließlich nur noch dem Namen nach, und die Versorgung mit den notwendigen Lebensmitteln wurde zum Problem. Heimlich brachten ab und zu Nachbarn oder alte Freunde ein paar Esswaren ins Haus.

Der 22. Oktober 1940, der Tag der Deportation aller badischen Juden, hat sich der Tochter Ruth tief ins Gedächtnis eingegraben. Während der Laubhüttenfest-Ferien und 10 Tage nach ihrem 10. Geburtstag – die Geschen-





Passfotos von Max und Luise Palm, Januar 1939

ke lagen noch auf dem Gabentisch – erschienen Männer von der Gestapo und befahlen, alle Fensterläden zu schließen, einen Koffer pro Person und Proviant für zwei Tage zu packen. Die umsichtige und praktisch denkende Mutter wies ihr Kind an, gleich mehrere Garnituren von Unterwäsche übereinander anzuziehen, zum Erstaunen der Kleinen, denn es war ein warmer Herbsttag. Die Familie wurde zum Grötzinger Bahnhof eskortiert – die Straßen erschienen menschenleer. Eine Grötzingerin aber, die damals als Kind zufällig vor ihre Haustür trat, beobachtete erschreckt, wie die kleine Gruppe vorbeigetrieben wurde, die Eltern Palm bepackt mit den Koffern und das Kind mit einer Puppe im Arm, bitterlich weinend. Mit dem Zug fuhren sie, immer in Gestapobegleitung, zum Karlsruher Hauptbahnhof, ohne eine Ahnung zu haben von dem Sinn und Ziel dieser Zwangsreise.

Luise Palm war in größter Sorge um ihre alten Eltern und ihre Schwester Erna, und sobald sie mit Mann und Kind in den ihnen zugewiesenen Sonderzug eingestiegen war, bat sie einen Beamten um Erlaubnis, ihre Angehörigen im Zug suchen zu dürfen. Sie bekam die Genehmigung, und so bahnten sich die Drei mit dem Gepäck ihren Weg durch die dichtbesetzten Wagen und – welch Glück in all dem Elend! – fanden wirklich ihre Sinsheimer Lieben. So zu sechst vereint überstanden sie die Fahrt ins Ungewisse in Richtung Südfrankreich, den spärlichen Proviant untereinander und mit anderen Mitreisenden teilend, sich gegenseitig tröstend und hinweghelfend über die menschenunwürdigen Zustände in dem überfüllten Zug. Nach zweieinhalb Tagen landeten sie schließlich in dem Lager Gurs am Fuß der Pyrenäen.

Über Gurs ist viel berichtet und geschrieben worden, es wurde „die Vorhölle von Auschwitz" genannt, und als eine Hölle durchlitten Max und Luise Palm mit ihrer Familie den nun beginnenden grausamen Winter im Lager. Männer und Frauen wurden sofort von einander getrennt und in verschiedenen stacheldrahtumzäunten und bewachten Barackenarealen, den sog. Ilots, untergebracht. Max Palm und sein Schwiegervater blieben zusammen, Luise kam gemeinsam mit ihrer Tochter und mit Mutter und Schwester in eine Frauenbaracke in Ilot 1. Nach einiger Zeit wurden die Kinder in separate Kinderbaracken verlegt, wo sie jedoch weiterhin unter Hunger, Kälte, Schmutz und Ungeziefer litten. Wenigstens versuchte man, die Kinder durch Impfen vor dem Typhus und anderen grassierenden Seuchen zu schützen, und dem Kind Ruth erschien die saubere und warme Krankenbaracke, in der sie geimpft wurde, wie ein Ort des Paradieses. Die getrennten Ehepartner durften sich nur selten und mit Sondergenehmigung begegnen, aber wenigstens die Kinder wurden häufig zu ihren Angehörigen gelassen, und sie wurden auch ab und zu von einer jüdischen Hilfsorganisation aus dem Lager geholt und mit einer Notration verpflegt.

Diesen furchtbaren Winter in Gurs, der so viele Todesopfer unter den Deportierten gefordert hatte, überlebten die sechs Mitglieder der Familie. Ende März 1941 wurden sie gemeinsam in das Lager Rivesaltes überstellt, in dem vor allem Familien mit Kindern untergebracht waren. Eine mehrstündige Zugfahrt brachte die kleine Gruppe mit den kümmerlichen Resten ihres Gepäcks in das neue, etwa 10 km nördlich von Perpignan gelegene Lager. Hier sah die Welt für die Gefangenen wieder etwas heller aus. Die Frühlingssonne wärmte die Erstarrten, es gab keinen gefürchteten Morast wie in Gurs und die Baracken lagen nicht so eng nebeneinander. Die kleine Ruth durfte wieder mit in der Frauenbaracke leben, die Baracken der Männer lagen in der Nähe und waren tagsüber frei zugänglich. Nach wie vor war die Verpflegung zwar kümmerlich, aber die in die USA emigrierten Verwandten schickten via Schweiz Geld, womit die Familie in der Lagerkantine ab und zu ein paar Lebensmittel einkaufen konnte. Max Palm gelang es, einen großen Blechkanister zu organisieren und daraus eine Art Ofen zu basteln, auf dem die Frauen kleine Mahlzeiten zubereiteten. Für Ruth gab es ein paar Schulstunden. So keimte in der Familiengruppe wieder ein Schimmer von Hoffnung auf.

Es gab sogar die Möglichkeit, einen Tagespassierschein für die Ortschaft Rivesaltes zu bekommen. Max Palm zog es vor, im Lager zu bleiben und die wenigen Habseligkeiten der Familie zu bewachen. So pilgerten Luise, Ruth und Erna in Richtung Städtchen, das sich als staubiges, unansehnliches Dorf entpuppte. Aber als ein Wunder an Menschlichkeit erschien ihnen, was sie nun erlebten: Eine Bäuerin, der sie begegneten, nahm ihren Hunger wahr,

lud sie in ihr Haus ein und bewirtete sie mit einer eigens für sie zubereiteten köstlichen Mahlzeit. Diese Frau beließ es nicht bei der einmaligen Wohltat, sie kümmerte sich weiterhin um die deutschen Gefangenen und schickte ihnen Esspakete ins Lager.

Im Laufe des Jahres 1941 wurde das Kind Ruth von einer jüdischen Organisation aus dem Lager herausgeholt und in einem Internat für französische jüdische Mädchen untergebracht. So schmerzlich es für die Eltern auch war, dass sie sich zum ersten Mal von ihrer Tochter trennen mussten, so erleichtert waren sie auch, dass Ruth dort besser versorgt war und die Hoffnung bestand, dass von dort ihre Auswanderung zu den Verwandten in die USA gelingen könnte. Aber nicht nur die Trennung von dem geliebten Kind belastete das Ehepaar Palm. Noch im selben Jahr starben Luises Eltern, die wie so viele Ältere unter den Deportierten sich nach dem Winter in Gurs nicht mehr erholen konnten. Emilie Kohn starb am 7. August 1941, Max Kohn folgte ihr am 29. Dezember 1941.

Erschütternd ist der Tod des erst 52 Jahre alten Max Palm nur wenige Tage, nachdem sein Schwiegervater gestorben war. Am 7. Januar 1942 erlag er einer Gehirnblutung. Er wurde, wie auch seine Schwiegereltern, auf dem katholischen Friedhof von Rivesaltes begraben.

Luise hatte nun nur noch ihre Schwester als Trost und Stütze. Zusammen bekamen die beiden Frauen die Erlaubnis, im Frühjahr 1942 nach Marseille zu fahren. Anlass war die bevorstehende Ausreise des Kindes Ruth von Marseille über Casablanca nach den USA – ein Rettungswerk der Quäker von Philadelphia für 25 jüdische Kinder und 25 Waisen des spanischen Bürgerkrieges. Einige wenige kostbare Tage des Zusammenseins waren ihnen dort vergönnt, Schicksalstage, denn es sollte das letzte Mal in ihrem Leben sein, dass Mutter und Tochter sich sehen durften. Vorbedingung für dieses Treffen in Marseille war: die beiden Frauen mussten sich im Lager zurückgemeldet haben, bevor Ruths Schiff in See stach. Wären sie statt dessen untergetaucht, hätte man das Kind nicht ausreisen lassen. Ruths Schiffsreise war der letzte Kindertransport, der von Frankreich aus überhaupt noch möglich war. Auf dem Schiff begegnete sie Onkel und Tante Ludwig und Lina Palm, denen durch Zutun ihres vorher ausgewanderten Sohnes Herbert die Entlassung aus dem Lager Noe gelungen war.

Am 11. August 1942 wurde das Lager Rivesaltes von der französischen Polizei aufgelöst. Luises Schwester Erna Kohn gelang es, sich zu verstecken und später in die Schweiz zu entkommen, von wo sie 1947 ihren Verwandten in die USA nachfolgte. Luise Palm aber, nun als letzte ihrer Familie übriggeblieben, wurde abtransportiert in das Lager Drancy bei Paris, das als Durchgangslager für die Transporte nach Auschwitz diente. Vom Ende ihres Lebens lassen sich nur noch dürre Zahlen in Erfahrung bringen. Als letztes Lebenszeugnis erscheint ihr Name auf einer Transportliste für einen Transport von 991 Personen, die in einem Güterzug am 14. August Drancy verließen und am 16. August 1942 Auschwitz erreichten. Bei diesem Transport wurden keine Frauen zur Arbeit ausgesondert und als Häftlinge in das Lager eingewiesen, d.h. Luise Palm wurde noch am selben Tag oder innerhalb von drei Tagen umgebracht. Sie wurde nicht einmal 45 Jahre alt.

In Grötzingen gibt es keine Synagoge und keine jüdische Familie Palm mehr, aber in Amerika leben drei Generationen Nachkommen von Max und Luise Palm.

Ilse Charlotte Güß

Ludwig Lazarus Traub und Thekla, Jenny und Mina Traub



Jenny Traub



Mina Traub

Wann die Traubs nach Grötzingen gekommen sind, können wir nicht sagen, eine erste Eintragung der Familie in den Kirchenbüchern finden wir im Jahr 1811. Zu dieser Zeit ist Salomon David Traub jüdischer Schullehrer im Ort, auch „Totengräber zu Grombach", da die Grötzinger Juden bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem dortigen jüdischen Friedhof beerdigt werden mussten. Erst 1905 wurde damit begonnen, einen eigenen jüdischen Friedhof in Grötzingen anzulegen. Salomon und seine Ehefrau Bühele, die häufig als Zeugin bei Geburten im Dorf erwähnt wird, werden die Stammeltern von vier Generationen Traub im Dorf, bis der Vernichtungswahn des Nationalsozialismus diesen Namen in Grötzingen endgültig löschte. Die Traubs waren meist „Schutzjuden", von einigen wissen wir, dass sie ins Bürgerrecht aufgenommen wurden. Im 19. Jahrhundert übten sie handwerkliche Berufe wie Schuster und Schneider aus, manche waren Handelsleute. In jeder Generation ist einer von ihnen Vorsänger oder Schullehrer der jüdischen Gemeinde, bis zu Leopold Traub, der 1941 im Lager Gurs umgekommen ist. Seit den 1830er Jahren hatte Maier Traub, der Sohn Salomons und Büheles, das Amt des Schullehrers und Vorbeters inne und wohnte daher im Synagogengebäude. Seine Bemühungen um ein angemessenes Gehalt und die Instandsetzung des Schulzimmers und der Lehrerwohnung (Boden nicht gedielt, Wohnzimmer feucht und Fußboden verfault etc.), sind mehrfach aktenkundig geworden. Der israelitische Oberrat musste im Dezember 1859 mit deutlichen Worten eingreifen, damit Maier von der Grötzinger Gemeinde endlich besser entlohnt wurde. Auch die Renovierung der Dienstwohnung und des Schulzimmers wurde erst begonnen, nachdem mehrfache Inspektionen es als „blutnotwendig" bezeichneten, „diesem Zustand ein Ende zu machen". Maier interessierte sich um 1848 für revolutionäre Ideen und war Leser des „Verkündiger", einer in Karlsruhe erscheinenden Zeitung, welche unter anderem „den Lateinisch sprechenden Bürgermeister aus Grötzingen"

aufs Korn nahm. Sein Grabstein auf dem jüdischen Friedhof oberhalb Obergrombachs trägt folgende hebräische Inschrift:

Hier ist begraben
Ein getreuer Mann, untadelig wandelnd,
seine Taten waren gut und vollkommen,
frühmorgens und abends eilte er zu Tora und Gebet,
sein Name ist bekannt zu Ruhm und Preis;
es ist der Vorsänger, Herr Me'ir Traub,
Sohn des Chawer, Herrn Schlomo Halevi aus Grötzingen

Eine weitere, in die Ortsgeschichte eingegangene Persönlichkeit war Maiers Bruder Menke Traub. Wahrscheinlich mit einigem Vermögen gesegnet, wurde der Schuhmachermeister 1840 in das Bürgerrecht aufgenommen. Das beinhaltete einen Anteil am Allmendgenuss. Acht Jahre später, während der „Judenkrawalle" nach mehreren Missernten, werden er und die anderen Grötzinger Juden gezwungen, auf dieses Recht zu verzichten. 1850 sollte dies („die Verzichtleistung des Menk Traub pp.") auf Verlangen des Oberamtes wiederum rückgängig gemacht werden, und der Gemeinderat „unter Verfällung in die Kosten" habe alle wieder einzusetzen. Es folgt ein erbitterter Streit, und obwohl die Mitglieder des Grötzinger Gemeinderates erst fünf, dann acht Gulden Strafe zahlen müssen, wollten sie den Prozess unter Beteiligung der Bürger an den Kosten bis in die höchste Instanz weiterführen. Erst 1851, als abzusehen war, dass ein Urteil zum Nachteil der christlichen Bevölkerung gesprochen werden würde, einigte man sich in einem Vergleich.

Im Jahr 1936 sind in Grötzingen nur noch zwei Haushalte der Familie Traub registriert: der von Ludwig Lazarus in der Waldstraße 13 (Bruchwaldstraße) und die Wohnung seines Bruders Leopold in der Synagogenstraße 15 (Krumme Straße). Leopold war der letzte Vorbeter und Gemeindediener der Grötzinger Synagoge. Ein weiterer Bruder, Samuel, muss nach 1904 verstorben oder weggezogen sein, dessen Ehefrau Bertha geb. Daube ist 1941 in Gurs verstorben.

Die Brüder Lazarus Ludwig und Leopold waren Söhne von Bernhard Bär Traub und Regine geb. Holz, Enkel von Löw Traub und Jeannette Wolf. 1899 werden Bernhard Traub und sein Sohn Lazarus in der Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Grötzinger Synagoge als Gemeindemitglieder erwähnt.

Ludwig Lazarus, geboren 1868, wurde im Ort nur „Lazer" genannt. Auch über ihn könnte man gar nichts Schlechtes erzählen, wie über alle anderen Grötzinger Juden überhaupt, sagt eine betagte Grötzingerin. „Lazer" handelte mit Hasenfellen, „Geisenfellen" und Lumpen, so sein Inserat vom März 1919 im Anzeiger der Gemeinde. Man erinnert sich, dass er beim Schlachten der Hasen geholfen habe und dafür dann die Felle behalten durfte. Gelegentlich verschenkte er Matzen an die Kinder der Nachbarn. 1904 ist er auch Fabrikarbeiter. Lazarus war mit Thekla geborene Groß aus Odenheim verheiratet. Die Familie wohnte mit vier Töchtern erst am Niddaplatz im „2. Stock (erste Etage) über der Kanne", später in der Waldstraße 13 im Haus Käser. Sie galt als recht arm. Die Tochter Marta Traub wird 1913 mit sechs Jahren eingeschult, sie stirbt bereits 1935 nach einem Arbeitsunfall und ist auf dem Grötzinger jüdischen Friedhof beigesetzt. Die ledigen Töchter Mina, geboren 1901, und Jenny, geboren 1902, mussten zum Unterhalt der Fami-

lie beitragen und arbeiteten in der „Patron", wie die „Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik" bis heute im Grötzinger Volksmund heißt. Das Fabrikgelände der DWM lag an der Pfinz, dort wo heute das Wohngebiet „Im Speitel" ist. Nach den Erinnerungen von Günter Fischer, dem Enkel von Lazarus und Thekla, war die Familie religiös, übte ihre Religion auch aus und war gut integriert in die dörfliche Gemeinschaft Grötzingens. Die Kinder besuchten die örtliche Schule und lebten wie andere Kinder auch.

Ruth Palm war 1933 das letzte im Dorf verbliebene jüdische Kind. Sie erinnert sich, dass nach 1938 die Familie Traub in ihrem Elternhaus gewohnt hat. Im Erdgeschoss, hinter dem „Manufakturwarengeschäft Max Palm", war die letzte Wohnstätte der Familie Traub in Grötzingen.

Leopold und Lazarus Ludwig, dessen Ehefrau Thekla und seine Töchter Mina und Jenny, damals 39 bzw. 38 Jahre alt, wurden am 22. Oktober 1940 zusammen mit den anderen in Grötzingen verbliebenen Juden nach Gurs, der Vorhölle von Auschwitz, deportiert. Das Lager strotzte vor Läusen, Ratten und anderem Ungeziefer und versank im Morast. Lazarus litt dort besonders, denn im Ersten Weltkrieg hatte er ein Bein verloren. Im Schlamm des menschenfeindlichen Lagers konnte er sich mit seinem Holzbein kaum fortbewegen. Ein Überlebender beschreibt das Sterben der Alten und Kranken so: „Sterben zu nennen, was sich da abgespielt hat? Ich will lieber nicht den deutschen Ausdruck nennen, was das für ein Sterben war!" Männer und Frauen wurden in Gurs voneinander getrennt, durften sich aber mit Sondergenehmigungen besuchen, wovon Thekla Gebrauch machte. Die Erteilungen dieser Ausweise dauerte ewig, so dass es – nicht nur ein Mal, sondern häufig – vorkam, dass ein Angehöriger den Zugang zum Block seines Familienmitglieds erst dann erreichte, wenn dieses schon seit Tagen unter der Erde lag.

Nach bitteren Wintermonaten in Gurs werden Thekla und Ludwig Lazarus im Frühjahr 1941 ins Lager Noé verlegt. Auch dort werden Männer und Frauen getrennt, haben aber Möglichkeiten sich zu besuchen, von denen Thekla Gebrauch macht. Am 2. Januar 1942 wird Thekla Traub ins Männerlager gerufen. Sie trifft Ludwig in einem beklagenswerten Zustand an: Er hat am ganzen Körper Geschwüre und leidet an starker Unterernährung. Am nächsten Tag wird sie wieder geholt. Ludwig Lazarus hat da bereits das Bewusstsein verloren. Er stirbt gegen 19 Uhr im Beisein seiner Ehefrau Thekla und seiner Tochter Jenny und wird am folgenden Tag auf dem Friedhof in Noé beigesetzt.

Ab dem 5. August 1942 wurden nach und nach die badischen und rheinpfälzischen Juden der Lager Gurs, Rivesaltes, Récébédou und Noé in Richtung Osten verbracht, unter grauenvollen Umständen und in verdreckten Viehwaggons. Am 12. August werden die Töchter Mina und Jenny nach Auschwitz deportiert. Sie sind dort umgekommen. Ihr Onkel Leopold starb bereits am 17. September 1941 in Gurs.

Lazarus' Tochter Regina, die in Grötzingen nur Recha genannt wurde, hatte Anfang der 1920er Jahre beim Tanzen einen Hagsfelder, Erwin Fischer, kennen- und liebengelernt. Sie heiraten und ziehen in das elterliche Haus in Hagsfeld. Ihr jüngster Sohn Günter weiß von keinerlei Problemen, welche die Eheschließung der Jüdin mit einem Christen in den Familien verursacht hätte. Auch im Zusammenleben der Ehegatten habe die unterschiedliche Religionszugehörigkeit keine Rolle gespielt. Jeder hätte seiner Religion gelebt, ohne Beeinträchtigungen durch den Ehepartner. Die sechs Kinder wurden evangelisch getauft und erzogen, obwohl Recha die jüdischen

Feiertage wahrnahm. In das dörfliche Leben Hagsfelds war die Familie gut integriert. Auch nach der Reichspogromnacht blieben sie akzeptiert. Ebenso, nachdem der Familienvater Erwin 1940 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Recha blieb mit den Kindern, das jüngste wurde erst 1941 geboren, im Haus der Schwiegereltern. In der Bombennacht vom 24. auf den 25. April 1944 wurde dieses Wohnhaus vollständig zerstört. Rechas Schwiegereltern kamen bei einer ihrer Töchter in Büchig unter, Recha bot man eine Wohnung auf dem Hof eines Bekannten in Hagsfeld an. In dieser Nachbarschaft wohnte auch der Ortsgruppenleiter Murr, welcher keine Jüdin nebenan dulden wollte. Er drohte gleich, sie werde nicht lange an diesem Ort bleiben, dafür würde er schon sorgen!

Rechas älteste Tochter Auguste arbeitete in der Karlsruher Oststadt bei „Haid und Neu", der großen Nähmaschinenfabrik. Ihr Chef, der argwöhnte, dass sie wegen ihrer Abstammung Probleme haben könnte, schickte sie zum Arbeitseinsatz nach Tauberbischofsheim, wo sie bis Kriegsende in Sicherheit blieb.

Regina und Erwin Fischers älteste Söhne Herbert und Emil wurden 1944 „aus rassischen Gründen" nach Oute Petit und Grand Couromue bei Rouen in Arbeitslager der Organisation Todt deportiert. Die „OT" war eine militärisch organisierte Bautruppe, welche dem Reichsminister Albert Speer direkt unterstellt war. 1944 verfügte die, für ihre besonders harten und unmenschlichen Arbeitsbedingungen bekannte OT über 1.360.000 Arbeitskräfte, davon 14.000 „wehruntaugliche" Deutsche und 22.000 KZ-Häftlinge. Der Rest setzte sich aus Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen zusammen.

Beide Brüder konnten nach Karlsruhe fliehen. Emil erkrankte hier an Lungenentzündung und man wies ihn ins Städtische Krankenhaus in der Moltkestraße ein. Wegen der immer häufiger werdenden Luftangriffe wurden die Patienten bald nach Flehingen verlegt. Um bei ihrem mit dem Tode ringenden Sohn zu sein und auch um den zunehmenden Repressalien in Hagsfeld zu entgehen, zog Recha 1944 mit den drei jüngsten Kindern zu Bekannten nach Flehingen. Anfang Februar 1945 wurde die Staatspolizeileitstelle in Karlsruhe angewiesen, alle noch verschont gebliebenen jüdischen Ehepartner in Mischehen und „Mischlinge ersten Grades" zum „Arbeitseinsatz" nach Theresienstadt zu verbringen, obwohl die endgültige Niederlage Deutschlands und das Kriegsende in Sicht waren.. Wegen ihres Umzugs konnte Recha am 10. Februar von der Gestapo in Hagsfeld nicht mehr ausfindig gemacht werden. Das hätte ihre Rettung sein können, doch Ortsgruppenleiter Albert Murr recherchierte, wurde fündig und informierte die Geheimpolizei über die neue Adresse, und so holte man Recha am 14. Februar 1945 in Flehingen ab. Selbst, dass der Ehemann Regina Fischers in Russland als deutscher Soldat fürs „nationalsozialistische Vaterland" kämpfen musste, war kein Grund zur Schonung. Die Kinder Lotte und Rudi, 13 und 14 Jahre alt, und Günter, erst vier, packten ihre Habe auf ein Leiterwägelchen und gingen zu Fuß zu ihren Großeltern nach Büchig. Emil blieb bis Kriegsende in Flehingen.

Der Transport aus Karlsruhe kam am Abend des 16. Februar in Theresienstadt an. Das Grauen, der Hunger, Durst und Kälte herrschten in dem Lager nordwestlich von Prag derart, dass eine Karlsruher Leidensgenossin dazu schrieb: „wir glaubten kaum, dass einer noch lebend da heraus käme." Eine der vielen unsäglichen Plagen dieses Orts des Grauens war der Typhus. Er verhinderte im Winter 1942/43 sogar einen geplanten Propagandabesuch Himmlers, weil man befürchtete, er könne ebenfalls erkranken. Die Seuche

verzögerte auch den Rücktransport der am 5. Mai 1945 von russischen Truppen Befreiten. Regina Fischer nahm sich im Lager der schwer Erkrankten an und hat sich dabei mit dem Erreger der Seuche infiziert.

Die Karlsruher Gruppe Befreiter, unter ihnen Recha, verlässt Theresienstadt im Güterwagen am 8. Juni und kommt mit einem Holzvergaser – Lkw am 16. Juni in Karlsruhe an. Leopold Ransenberg, „der gute Stern von Theresienstadt", hatte die Rückkehr von 17 Karlsruhern federführend und unter großen Schwierigkeiten organisiert.

Regina Fischer und ihre Kinder hatten überlebt und trafen sich wieder bei den Großeltern in Büchig. Der Schwiegervater übertrug Recha ein Grundstück in Hagsfeld, auf dem die Söhne in Eigenarbeit und mit einfachsten Mitteln ein Behelfsheim errichteten: drei Zimmer für die Mutter und sechs Kinder!

1947 erhält die Familie eine schier unglaubliche Nachricht: die Grötzinger Großmutter Thekla Traub hat in Frankreich überlebt! Nach einer Bescheinigung der Präfektur Haute-Garonne hielt sie sich bis zum 17. August 1943 im Lager Noé auf und ist danach in ein Altersheim „entlassen" worden. Dies geht aus einem Bescheid des Landesamtes für Wiedergutmachung aus dem Jahr 1960 hervor, der auf der Rückseite einen Vermerk trägt: „Dem Landesamt ist aus vielen gleichgelagerten Fällen bekannt, dass am 17. 8. 1943 die betagten Insassen aus dem Lager Noé in – nicht entschädigungsfähige – Altersheime verbracht worden sind".

Thekla ist bei ihrer Rückkehr 77 Jahre alt und zieht zu ihrer Tochter Regina Fischer und den sechs Enkeln in das Hagsfelder Dreizimmerhaus. 1948 wird ihr eine vierwöchige Kur im KZ-Erholungshaus Rubens in Baden-Baden gewährt, wegen Asthma bronchiale mit Herz- und Kreislaufschwäche und doppelseitigen Leistenbruchs. Mehrfach bittet sie um Gewährung von Beihilfen und beantragt Wiedergutmachung. Es wird ihr eine monatliche Beihilfe von 150 Reichsmark zugesprochen – zunächst für ein halbes Jahr –, welche später in DM weiter gezahlt wird. Amtlicherseits stellt man fest, dass Thekla Traub Jüdin ist und infolge ihres Alters sehr hilfsbedürftig, aber Entschädigungen seien auf etwaige Wiedergutmachungsansprüche anzurechnen. Aber – wiederum auf der Rückseite – ein handschriftlicher Hinweis: „Nachgewiesen ist nichts. Glaubhaft ist Jüdin und Deportation nach Frankreich ... der Nachweis rassistischer Verfolgung ist noch nicht erbracht". Danach folgen eine Bestätigung der jüdischen Gemeinde und des Bürgermeisters von Grötzingen. Am 16. Februar 1950 stirbt Thekla Traub. Bis zu ihrem Tod habe sie nicht mehr gesprochen, wie sich der Enkel Günter Fischer erinnert.

1947 wird der Tod von Erwin Fischer in Russland bestätigt. Wahrscheinlich ist er in der Kriegsgefangenschaft nach Stalingrad verhungert. Diese amtliche Nachricht gibt Recha Regina die Möglichkeit, eine magere Kriegshinterbliebenenrente zu beantragen.

Anfang der 1950er Jahre erhält die Familie für alle acht (!) überlebenden Mitglieder zusammen eine Wiedergutmachung von sechstausend DM. Aus heutiger Sicht ein geringer Betrag, doch im damals noch zerstörten Deutschland für manche Menschen Grund zum Neid.

Regina Fischer blieb in Hagsfeld nach dem Krieg genauso integriert wie vorher. Sie wurde Mitbegründerin und Vorsitzende im 1950 entstandenen „Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen". Viele versuchten, über sie einen „Persilschein" zu erreichen, denn Regina Fischer war stets bereit zu helfen. „Was passiert ist, kann man nicht mehr ändern", war ihre Einstellung, aber man dürfe auch nicht alle pauschal verurteilen, denn: „Es waren

nur wenige, die mir etwas angetan haben." Ihr großmütiges Verzeihen und ihre Hilfsbereitschaft kannten allerdings eine Ausnahme: Ortsgruppenleiter NSDAP a.D. Albert Murr. Nie erzählte sie über ihre Erlebnisse in Theresienstadt. Auf drängende Nachfragen ihres jüngsten Sohnes Günter antwortete sie stets: „Bu', sei froh, wenn du nicht alles weißt!" Auf ihre Kinder übte sie in Glaubensdingen keinerlei Druck aus, sie selbst blieb weiterhin ihrer jüdischen Religion treu, ging regelmäßig in die Synagoge und aß an jüdischen Feiertagen koscher. Viele Menschen meinten, sie müssten ihr nahe legen, dass sie zum evangelischen Glauben übertreten solle, „nach alledem was sie mitgemacht habe"...

Zum Lebensunterhalt der Familie musste Recha hinzuverdienen. Sie half als Bedienung bei Vereinsfeiern, vor allem im Clubhaus des ASV Hagsfeld. In ihrer Nachbarschaft kochte und bediente sie bei Familienfesten, sie arbeitete bei Bauern und nähte für andere Leute.

Im Juni 1955 bekam sie plötzlich Durchfall. Zu spät erkannte man, dass Typhus die Ursache war. Entsprechende Medikamente fehlten, man legte sie in Quarantäne, nach einer Woche ist sie gestorben: Die Seuche aus Theresienstadt hatte Recha Regina nach zehn Jahren wieder erreicht.

Der jüdische Friedhof in Karlsruhe konnte die Menschenmenge, die zu ihrer Beerdigung gekommen war, fast nicht fassen. Ganz Hagsfeld wollte Anteil nehmen beim Tode dieser im Ort allseits geschätzten Persönlichkeit, darunter auch viele, die zuvor noch nie einen jüdischen Friedhof betreten hatten.

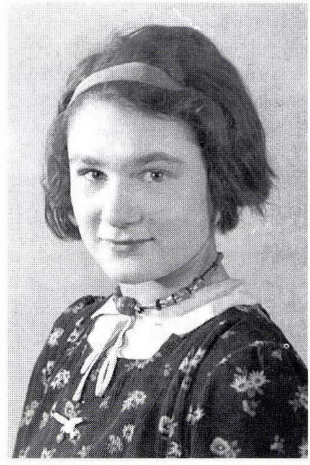
1960 wird für Thekla Traub eine Kapitalentschädigung geleistet, allerdings nur für die Zeit der Haft in den Lagern Gurs und Noé bis 1943. Für 33 Monate und 26 Tage beträgt die Summe 4.950 DM, davon werden Vorleistungen von 3.961,70 DM abgezogen. Die Erben erhalten 988,30 DM, denn Thekla ist bereits seit zehn Jahren tot, ihre Tochter Recha Regina starb fast fünf Jahre zuvor.

Rita Butendeich und Ursula Steinhardt-Stauch

Leopold Traub, Helene Geiger und Liselotte Margot Elikan



Leopold Traub



Liselotte Margot Elikan

Leopold Traub, geboren 1873, war der letzte Vorbeter und Gemeindediener der Grötzinger Synagoge, welche auch für Durlach zuständig war. Er folgte so der Tradition der Traubs nach: Schon Vater Bernhard, Großonkel Maier und Urgroßvater Salomon waren „Sänger" und „jüdische Schullehrer" gewesen. Einen eigenen Rabbi konnten sich die Grötzinger anscheinend nicht leisten. Wie Maier Traub, der sich die Renovierung des Schulzimmers und der Wohnung so hart erkämpfen musste, wohnte auch Leopold in der Synagoge. Die Vollendung dieses Gotteshauses im Jahre 1798, zu dem auch der spätere Großherzog Karl erschienen war, gestaltete sich zu „einer glanzvollen Kundgebung der Toleranz und der Duldsamkeit", wie Sigmund Metzger, der Vorsitzende des Synagogenrats 1899 in der Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum schrieb. „Wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen, ist es wohl" stand in Hebräisch auf einer an der Synagoge angebrachten Marmortafel. Sie wurde am 10. Oktober 1938 vom nationalsozialistischen Mob zerschlagen.

Die Grötzinger Gemeinde war wahrscheinlich eine orthodoxe. Dennoch kann sich niemand im Dorf daran erinnern, dass der Vorbeter oder seine Familie anders gekleidet waren als der Rest im Ort. Kopftücher waren bei allen Frauen Gang und Gäbe und Schwarz eine übliche Textilfarbe unter den Armen, von denen es reichlich gab. Leopold war, wie auch sein Bruder Ludwig, einer dieser Armen. Eine ehemalige Nachbarin sagt: „ohne Wagen und Pferd sicherlich der Ärmste der Juden in Grötzingen". Nicht einmal Hühner hätten im Hof der Synagoge gescharrt. Nach einer Steuerakte der israelischen Gemeinde, welche von ihm unterschrieben ist, erhielt er in den zwanziger Jahren 100 Mark als Vorbeter und eine Vergütung für den Synagogendienst von 20 Mark, zusätzlich 100 Mark für „Hilfsvorbeter an hohen Feiertagen". Der Religionslehrer Ehrlicher bekam in derselben Zeit 600 Mark. Ab 1934 reduzierten sich die Ausgaben für den Lehrer auf 360 Mark, Leopold Traub

erhielt weiterhin 100, aber: „Hilfsvorbeter an Feiertagen entfällt". Da die Grötzinger sich keinen eigenen leisten konnten, kam an hohen Feiertagen ein Rabbiner oder Oberrabbiner von auswärts. Aus der Sitzung des Grötzinger Gemeinderats vom 13. Februar 1919 geht hervor, dass Leopold Traub das der Gemeinde gehörende Alteisen auf Grund seines Angebots zu 5 Mark pro Kilo abgegeben wurde. Er verdiente sich also seinen kargen Lebensunterhalt auch mit Handel von Alteisen. Metalle, alle Sorten Lumpen und Felle, Papier usw. kauft er zu höchsten Tagespreisen, wie aus einem Inserat im „Grötzinger Anzeiger" vom 6.12. 1919 hervorgeht.

Lumpen

altes Eisen — Metalle — alle Sorten Felle — Papier usw.
kauft zu höchsten Tagespreisen. — Auf Wunsch Abholung im Hause.
Leopold Traub, Synagogenstraße 14.

1922 erscheint ein weiteres Inserat im „Anzeiger":

Alteisen, Lumpen, Papier, Zeitungen,
Kupfer, Messing, Rotguß, Zink,
Wein-, Bordeaux-, und Sektflaschen
kaufe ständig zu höchsten Tagespreisen
Leopold Traub, Grötzingen, Synagogenstr. 14.

Ein- oder zweimal im Jahr werden die Synagoge und die Wohnung von Traubs von zwei Frauen aus dem Dorf (mindestens bis 1934) gründlichst geputzt. Das war wahrscheinlich kein Luxus, sondern die rituelle Reinigung vor Pessach, ähnlich dem „Osterputz". Die beiden Reinemachefrauen sind Schwestern und bringen während der Putzaktionen ihre kleinen Töchter mit ins Haus der Synagoge. Eine der beiden Mädchen, welche ihre Mütter freudig begleiteten, erinnert sich noch heute an Lotte, das 1924 geborene Kind von Leopolds Stieftochter Helene, mit der sie dann spielten. Auch gab es dort einen geheimnisvollen Samtvorhang, der nicht berührt werden durfte, und die Kinder bekamen Matzen von Leopold, etwas Eigenartiges, das ihnen aber „nach nichts" schmeckte... Am Sabbat durften die Bewohner der Synagoge kein Feuer machen und kein Streichholz anreißen – selbst im Winter nicht. Die Nachbarstöchter gingen dann hinüber, heizten die Öfen und brachten das vorgekochte Essen angewärmt mit.

Bereits am 5. März 1934 beschloss der „gleichgeschaltete" Grötzinger Gemeinderat, die Synagogenstraße in „Krumme Straße" umzubenennen.

Am 10. November 1938 erschrecken die Kinder in der Grötzinger „Kinderschule" über zerberstende Fensterscheiben und lautes Getöse. Über einen benachbarten Garten hinweg geht ihr Blick auf die Synagoge. Dort werden Tische, Bänke und andere Einrichtungsgegenstände mit voller Wucht auf den Vorplatz geworfen und zerbrechen: Es ist der Tag nach der „Reichskristallnacht".

Gegen Mittag hatten vier Personenwagen mit unbekannten Männern in Zivil die Synagoge erreicht, in der Leopold Traub wohnte. Das Haus sollte angezündet werden, aber nebenan stand ein ziemlich neues Gebäude, das sicherlich auch Feuer gefangen hätte, so beschränkten sich die Eindringlinge auf einfachen Vandalismus und zerstörten, was möglich war. Pergamentrollen, Gebetbücher und zerschlagenes Mobiliar flogen aus den Fenstern. Der Nachbar Hermann Jordan berichtete später: „Die haben randaliert wie eine wilde Horde. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Ich habe zwei Weltkriege mitgemacht, aber so etwas nie sonst erlebt". Jahre zuvor hatte derselbe Jordan die marmorne Stele mit der Inschrift zu den einträchtig beieinander wohnenden Nachbarn angebracht.

Die Gemeindeverwaltung ließ die auf der Straße liegenden Gebetsrollen verwahren. Am 15. November 1938 wurden sechs Gebetsrollen an die Kreisleitung der NSDAP abgeliefert. Leopold Traub konnte einen Teil einer Gebetsrolle retten, den er vor seiner Deportation nach Gurs bei Pfarrer Herbert Fuchs verwahrte. Am 40. Jahrestag der Zerstörung der Grötzinger Synagoge wurde bei ihrem ehemaligen Standort eine Gedenkstele enthüllt. Pfarrer Eckart Fuchs, Sohn von Herbert Fuchs, erstattete hierbei den damals seinem Vater überlassenen, von Leopold Traub geretteten Teil der Gebetsrolle zurück an den Oberrat der Israeliten Badens.

Am gleichen Tag wurden alle jüdischen Männer, derer man habhaft werden konnte, abgeholt. Eine Nachbarin, welche das wahrnahm, machte Leopold noch ein Essen. Als er danach aus deren Haus abgeführt wurde, rief eine Frau: „Lennt doch den Leopold in Ruh!" Sie wurde durch die Wachposten ermahnt, danach war Stille. Auf einem Lastwagen fuhr man die Männer auf die „Schwanenwiese", dort wurden sie umgeladen und mit den anderen männlichen Juden aus der Umgebung nach Durlach gebracht. Nach einer Nacht im dortigen Gefängnis lieferte man sie am 11. November ins KZ Dachau ein. Erst am 2. Dezember kehrten sie von dort zurück. Leopold muss danach mit seinem Bruder Lazarus Ludwig Traub und dessen Familie in der Mittelstraße 34 (heute: Schultheiß-Kiefer-Straße 25/27) gewohnt haben. Im Erdgeschoss, hinter dem Laden von Max Palm haben die Grötzinger Traubs ihre letzte Wohnstätte gehabt.

Leopold und sein Bruder Lazarus Ludwig, dessen Ehefrau Thekla und seine Töchter Mina und Jenny wurden am 22. Oktober 1940 zusammen mit den anderen in Grötzingen verbliebenen Juden nach Gurs, der Vorhölle von Auschwitz, deportiert. Leopold stirbt dort am 17. 9. 1941. Sein Grab hat dort die Nummer 829.

Am 4. Januar 1942 stirbt Leopolds Bruder Ludwig im Lager Noé. Seine Nichten Mina und Jenny werden am 12. August 1942 nach Auschwitz deportiert und sind dort umgekommen. Die Schwägerin Thekla wurde 1943 aus dem Lager Noé in ein französisches Altersheim entlassen und kehrte 1947 nach Karlsruhe zurück.

Leopold Traub war mit Johannette Elikan aus Hagenbach verheiratet. Sie hatte eine Tochter, Helene Elikan (geboren 1903), mit in die Ehe gebracht. Eine Zeitzeugin, heute über 90 Jahre alt, erinnert sich noch an „Leopolds Tochter Helen", die in ihrer Kinderzeit „vielleicht 20 Jahre jung war". Helene lebt mit ihrer Tochter Liselotte Margot Elikan, die 1924 in Heidelberg geboren wurde, im Haushalt des Stiefvaters Leopold Traub in der Synagogenstraße. Eine Grötzingerin, die ihre Mutter und Tante vor 1934 jährlich zum Großputz in die Synagoge begleitete, durfte mit „Lotte" in Schulsaal und Betraum spielen. Liselotte Margot wird in Grötzingen eingeschult. Es gibt noch

ein Klassenfoto von 1931, auf dem sich ganz vorne rechts Liselotte deutlich von ihren – eher ländlich gekleideten – Klassenkameraden abhebt. Als einzige trägt sie ein Mäntelchen, in dunkler Farbe, anscheinend mit Pelzbesatz am Kragen. Sie trägt weiße Söckchen und blank polierte Halbschuhe, und die dunklen Haare sind zu einem modischen „Bubikopf" gekämmt.



1931 stirbt Helenes Mutter, Liselottes Großmutter Johannette, mit 65 Jahren in Grötzingen. In den Erinnerungen der Mitschüler war Liselotte Margot plötzlich während der ersten beiden Schuljahre verschwunden. Am 30. Dezember 1931 wird sie mit ihrer Mutter Helene in Grötzingen abgemeldet, sicherlich, weil die Großmutter, Johannette, gestorben war. Beide ziehen nach Ettlingen.

Helene heiratet dort den Ofensetzer Franz Josef Geiger und wird wieder geschieden. 1940 wohnt Helene in Karlsruhe, erst in der Durlacher Straße 59 (heute: Am Künstlerhaus/Brunnenstraße), dann in der Kriegsstraße 88, dem Nassauer Hof, der ein Zufluchtsort der Karlsruher Juden geworden war. Sie wird am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Am 11. Juni 1942 kommt sie von Rivesaltes zum Sammellager Drancy und von dort am 14. August 1942 nach Auschwitz mit demselben Todestransport wie die Grötzinger Leidensgenossin Luise Palm.

Die Tochter Liselotte Margot wohnt mit ihrer Mutter erst in Ettlingen, dann ebenfalls in der Durlacher Straße in Karlsruhe. Im Dezember 1938 wird auf ihren Namen ein Passantrag gestellt. Ihre Adresse ist jetzt mit Waldhornstraße 39 angegeben, ihr Vater: „Willi Lichtenwalder, verstorben". Der Anlass für den Passantrag war die mögliche Auslandsunterbringung jüdischer Kinder in England durch die „Amtlich anerkannte öffentliche gemeinnützige Auswanderer-Beratungsstelle Karlsruhe": Das hätte ihre Rettung werden können!

Dieser Pass wird aber niemals abgeholt, er liegt heute noch im Archiv. Liselotte Margot wird am 27. Januar 1942 von Gelsenkirchen nach Riga deportiert, vermutlich ist sie dort auch umgekommen. Warum sie nach Gelsenkirchen ging, bleibt im Verborgenen. Sie ist nach Beschluss des Amtsgerichtes Gelsenkirchen für tot erklärt.

Helene Elikan hatte noch eine zweite Tochter: Marianne, geboren 1928. Nur eine Nachbarin, Frau Rothweiler, weiß noch, dass Helen zwei Kinder hatte, mit denen sie ganz plötzlich fort gegangen war. Sie habe sich oft gefragt, was aus ihnen geworden sei. Als Dreijährige, ungefähr zum Zeitpunkt des Todes ihrer Großmutter, kommt Marianne Elikan zu Pflegeeltern, den Eheleuten Eduard Wolf und Melanie geb. Hayum. Bis 1938 besucht sie die Volksschule in Wawern, danach in Trier. Eduard und Melanie Wolf werden am 1. März 1943 nach Osten verbracht, sie sind für tot erklärt.

Anfang 1944 (sie ist 16 Jahre alt) wird Marianne allein nach Theresienstadt deportiert und bleibt dort bis zum Kriegsende. Später heiratet sie einen Herrn Roland, wird Ende der sechziger Jahre wieder geschieden und heißt danach wieder Elikan. Als Erbin ihrer Mutter (Helene Geiger) stellt Marianne 1951 in Trier erstmals einen Entschädigungsantrag für deren Haftzeit und Tod, welcher wegen Nichtzuständigkeit abgelehnt wird. Es folgt eine endlose Korrespondenz von Rechtsanwälten mit den möglicherweise zuständigen Bundesländern (Rheinland-Pfalz oder Baden-Württemberg) über den tatsächlichen Vollzug einer Adoption durch die Eheleute Wolf oder die rechtliche Nachfolge der leiblichen Mutter (obgleich doch alle drei durch das Naziregime zu Tode kamen!) und die Nichteinhaltung von Antragsfristen und –orten, welche wir mit Beklemmung und Unverständnis im Generallandesarchiv zur Kenntnis genommen haben. Marianne Elikan schafft es nicht, als Erbin ihrer leiblichen Mutter eine Entschädigung zu erhalten. Trotz fehlender Adoptionspapiere wird sie den Hayums zugeordnet, dennoch sei die Adoption nicht vollzogen, weil die Adoptionseltern „die Voraussetzungen nicht erfüllten“ . Sehr spät wird ihr in Rheinland-Pfalz eine kleine Waisenrente zugebilligt und zusätzlich eine Kapitalentschädigung in unbekannter Höhe. Diesen Bescheid erhält sie 1971.

Rita Butendeich und Ursula Steinhardt-Stauch

Elias und Thekla Weil



Elias Weil



Thekla Weil

Das Haus am Niddaplatz 3 in Grötzingen steht noch, in dem Thekla und Elias Weil ihren Eisenwarenhandel betrieben. Links waren die Wohnräume der Familie Weil, rechts ein einfacher Laden mit einem kleinen Fenster. Im Laden war damals ebenerdig gestampfter Lehmboden. Erst 1952 wurde von den neuen Besitzern ein Boden eingezogen und der Eingang um vier Stufen erhöht. Das Schaufenster wurde deutlich vergrößert.

Endgültig beendet wurde die in den Nazijahren bescheidene Grötzinger Existenz des Ehepaars Weil, als es zusammen mit den anderen Grötzinger Juden am 22. Oktober 1940 abgeholt und nach Gurs deportiert wurde. Ihre Tochter Alma Herbst, der rechtzeitig eine Auswanderung in die USA geglückt war, schreibt dazu, dass ihr Vater nach all der Aufregung und Entbehrung am 2. Dezember 1940 im Alter von 63 Jahren im Lager von Gurs gestorben ist. Wörtlich: „Meine Mutter und meine Schwägerin waren mit vielen anderen ihnen nahen Verwandten weiter in diesem Camp inhaftiert. Nachdem ich 1940 in Washington D.C. im State Department persönlich vorstellig wurde, um meine Mutter wenigstens noch schnell herauszubringen, wurde sie von dem Camp Gurs nach Marseille ins Hotel du Levant geschickt. Dort war sie voll Hoffnung, wie auch mein Mann und ich, dass wir uns bald wiedersehen würden."

Nach Marseille als Ausschiffungshafen wurden diejenigen Juden verlegt, die mit einer Ausreise rechnen konnten, weil sie entsprechende Papiere hatten. Thekla Weil war seit dem 15. November 1941 dort. Ihre Hoffnung auf eine Ausreise nach den USA wurde jedoch grausam zerstört. Die Beschlüsse der Wannseekonferenz Anfang 1942 besiegelten auch das Schicksal dieser Juden. Im Juli 1942 begannen mit Unterstützung der Vichy-Regierung die Deportationen in großem Ausmaß.

Frau Weil wurde am 5. August 1942 kurzfristig ins Camp Les Milles bei Aix en Provence gebracht. Am 13. August 1942 ging ihre Fahrt dann über Châlon sur Saône nach Drancy, dem Sammellager bei Paris und Ausgangsort für die Deportationszüge nach Auschwitz. Auf eine Anfrage der Tochter Frau Herbst

am 9. April 1945 erfährt diese im September von den französischen Behörden, dass ihre Mutter am 19. August 1942 in einem dieser Transporte nach Auschwitz war. Aus einem Schreiben des ITS Arolsen vom 29. September 1960 ergibt sich genauer, dass der Transport von Drancy nach Auschwitz vom 19. August 1942 bis 21. August 1942 aus 997 Juden, in der Mehrzahl aus Kindern, Müttern mit Kindern und Greisen bestand. Nach der Selektion wurden 138 Männer und 45 Frauen als arbeitsfähig ins Lager eingeliefert. Die restlichen 814 Personen wurden vergast. Da Frau Weil im 58. Lebensjahr stand, hatte sie keine Überlebenschance. Das Todesdatum von Thekla Weil wurde somit vom Entschädigungssenat des Oberlandesgerichts Karlsruhe auf spätestens den 23. August 1942 festgelegt.

Über die Familie Weil waren bisher nur wenige Einzelheiten bekannt. Die Recherchen in den Archiven und die Befragung noch lebender Grötzinger Bürger haben es möglich gemacht, ein vollständigeres Bild zu zeichnen.

Thekla Weil ist Tochter von Raphael Palm. Dieser gehörte einer großen weitverzweigten Grötzinger jüdischen Familie an: Raphael Palms Urgroßeltern Raphael und Mindel Palm wohnten bereits 1770 in Grötzingen. Seine Großeltern Joseph (1770-1851) und Daniela Palm hatten 8 Kinder, von denen vier bei der Geburt oder im ersten Lebensjahr starben. Die drei Söhne, Hirsch, Liebmann und Wolf, heirateten in Grötzingen, die Tochter Magdalena wahrscheinlich nach ausserhalb. Hirsch Palm heiratete 1841 Hannchen Holz aus Weingarten, nach deren Tod 1842 im folgenden Jahr seine Schwägerin Esther Holz. Am 18. Februar 1844 wurde Raphael Palm als Ältester von sechs Geschwistern geboren. Nach dem Tode seines einjährigen jüngsten Bruders verlor er seinen Vater schon mit elf Jahren. Er heiratete Sara Hanauer, geboren am 26. März 1850. Raphael und Sara Palm bekommen vier Kinder: Heinrich (29. April 1882), Thekla (6. September 1884), Alexander (7. September 1887) und Emilie (5. November 1889). Von den Geschwistern ihrer Mutter berichtet Alma Herbst nie etwas.

Alma Herbst schreibt 1961 im Rahmen einer eidesstattlichen Erklärung über ihre Mutter: „Thekla Weil wurde gut bürgerlich erzogen und besuchte bis zum 16. Lebensjahr die Höhere Töchterschule in Durlach / Baden. Dann begann sie eine 3-jährige kaufmännische Lehre bei der Eisenwarengroßhandlung L. J. Ettlinger in Karlsruhe, Kronenstraße 24. Nach Beendigung dieser Lehrzeit arbeitete sie in dem elterlichen Ladengeschäft in Grötzingen Niddaplatz 3 (Fa. R. Palm). Ihr Vater Raphael führte immer das Reisegeschäft in Eisenwaren, Herden, Öfen und landwirtschaftlichen Geräten. Sie betreute das Ladengeschäft, was besonders wichtig war nach dem Tod ihrer Mutter am 30. Dezember 1905. Deren Grab liegt auf dem Grötzinger jüdischen Friedhof Am Liepoldsacker. Am 25. August 1908 starb auch ihr Vater Raphael und wurde ebenfalls dort beerdigt. Thekla Palm heiratete am 19. November 1908 Emil Elias Weil. In der vorliegenden Heiratsurkunde wird sein zweiter Vorname Emil genannt, sein Rufname war vermutlich Elias. Sein gelernter Beruf war Schneider. In den Grötzinger Akten wird er auch als Kaufmann geführt. Er wurde am 3. Februar 1877 in Emmendingen geboren. Dort gab es eine große jüdische Gemeinde, in welcher der Name Weil häufig vertreten war. Sein Vater, der Kaufmann David Jakob Weil, geboren am 29. September 1842 in Emmendingen, heiratete am 19. August 1868 Helene Maier, geboren am 12. Mai 1843, aus Ihringen am Kaiserstuhl. Sein Bruder Isaak wurde am 20. September 1869 geboren, sein Bruder Moritz am 1. Januar 1873. Nach seiner Heirat mit Thekla Palm trat Elias Weil in die Fußstapfen seines Schwiegervaters. Er belieferte die Kunden mit dem Handwagen. Thekla führte in Nachfolge



Haus Weil (1952) Niddaplatz 3, Grötzingen

ihrer Mutter vollkommen selbstständig den Laden, der nach Aussage vieler Grötzinger sehr einfach war. Der Verkaufsraum soll recht dunkel gewesen sein. Das Geschäft wurde aber weiterhin vorläufig unter dem Namen R.Palm geführt, allerdings mit dem Zusatz Inh. E.Weil, wie die Eintragungen im Adressbuch von 1914 und im Pfinztäler Bote von 1919 und 1924 zeigen. 1926 steht im Grötzinger Adressbuch „Haus- und Küchengeräte E.Weil, Niddaplatz 3".

Nur so lange Vorrat!
Ein großer Posten verschiedener Sorten
Emailwaren
eingetroffen und werden solche zu äußerst billigen Preisen abgegeben.
Selten günstige Gelegenheit für Brautleute!
Firma R. Palm,
vis-à-vis „Engel".

Vorteilhaftes
Weihnachts-Angebot!
Durch günstigen Einkauf erstklassiger Fabrikate bin ich in der Lage, nur prima
Aluminiumwaren jeder Art
sowie sonstige Haushalt-Artikel
preiswert anzubieten, z. Beispiel:
Aluminiumtöpfe, p. Satz mit Deckel v. 14 M an
Gleichzeitig empfehle mein Lager in
Emailherden in allen Größen
3 Loch, von 95 Mark an, volle Garantie für gutes Brennen und Backen.
Oefen aller Art
Landwirtschaftliche Maschinen
Spezialität:
Maschinenmesser aller Fabrikate
nach Papiermuster.
Firma R. Palm
Inh.: E. Weil, Grötzingen
gegenüber dem Gasthaus zum Engel.

„Pfinztäler Bote" 1919 und 1924

Die Familie Weil war religiös, der regelmäßige Besuch der Synagoge war selbstverständlich, zum Schabbat wurden Matzen gebacken. Die im Haushalt der Familie befindlichen Kultgegenstände wurden nach der Deportation vom Rathaus Grötzingen an den Polizeipräsidenten übergeben

Am 30. September 1909 wurde ihre Tochter Alma geboren. Sie ging in die Mädchen-Bürger-Schule nach Durlach. Auf dem Schulweg war sie oft zusammen mit Reinhilde Kunzmann und Ella Wagner, die sich heute noch an Alma erinnern. Die Familie lebte bescheiden, Haus und Geschäft waren schuldenfrei.

Nach 1933 litten die jüdischen Geschäftsleute unter den Repressalien der Nazis, weshalb die Familie Weil früh Ausreiseanträge stellte. Alma Weil heiratete Richard Herbst, Jöhlingen, Hauptstraße 132. Als Beruf wird bei ihr Stenotypistin angegeben. Am 1. Mai 1938 gelang ihr mit ihrem Ehemann die Ausreise in die USA nach Chicago, wo sie bis zu ihrem Tode wohnte. Nach Auskunft von Alma Herbst sollen auch ihre Eltern schon im August 1938 Zertifikate für die Einreise in die USA gehabt haben.

Am 22. Juni 1938 erfolgte die Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermögens. Schon am 4. Juli 1938 wird in der Grötzinger „Judenkartei" vermerkt, dass die ausgefüllten Fragebögen zurückgekommen seien, u.a. auch der Fragebogen von Elias Weil.

In der Reichspogromnacht wurde auch ihr Laden beschädigt. Nach Aussage einer Nachbarin soll im Geschäft viel Geschirr zerbrochen worden sein. Wegen des Boykotts der jüdischen Geschäfte hat Thekla Weil abends im Dunkeln Privathaushalte ihres Vertrauens aufgesucht, um Teile ihres Sortiments aus dem Haushaltswarengeschäft zu verkaufen.

Am 22. März 1939 musste das Ehepaar Weil seinen Schmuck abliefern. Dies wird der Tochter Alma Herbst 1960 von der Sparkasse bestätigt. Ebenfalls im Jahr 1939 stellte ein Schneider, Vater einer kinderreichen Familie, den Antrag beim Bürgermeisteramt Grötzingen, das Haus der Eheleute Weil kaufen zu dürfen. Da diese jedoch noch auf die Ausreisegenehmigung in die USA warteten, war der Käufer bereit, sie bis zur Ausreise im oberen Stock wohnen zu lassen. Am 4. Juli 1939 wurde der Kaufvertrag im Notariat Durlach abgeschlossen. Die Verkäuferin Thekla Weil vermietete zunächst die Räume im Erdgeschoss an den Käufer, durfte aber selbst im oberen Dachgeschoss wohnen bleiben und den Laden im Erdgeschoss hälftig mitbenutzen. Die Auflassung des Grundstücks sollte erst erfolgen, wenn die Verkäuferin und ihr Ehemann im Besitz sämtlicher Auswanderungspapiere wären. Auch der Kaufpreis (120% vom Einheitswert) wäre erst dann fällig. Den Mietzins zahlte der neue Eigentümer auf ein Bankkonto ein. Mit diesem Geld wollte das Ehepaar Weil die Fahrkarten für die Schiffspassage bezahlen.

Die Familie Weil lebte mit weiteren Einschränkungen und auch unter persönlichen Schikanen. Da Herr Weil eine ausgeprägte Nase hatte, riefen Kinder auf der Straße hinter ihm her: „Mit dem Pfeil dem Bogen durch die Bahnhofstraß' kommt der Weil gezogen mit der Hakennas". Durch den Kriegsbeginn war die Auswanderung nicht mehr möglich. Dem Ehepaar Weil ging es schlechter. Frau Weil kam häufiger zu ihrer Nachbarin Frau Ruf, der Mutter von Juliane Rothweiler, da sie nichts mehr zu essen hatten. Herr Weil durfte dann abends in der Dunkelheit ein Säckchen Kartoffeln aus deren Landwirtschaft holen – aber auf der Schulter, nicht mit dem Handwagen. Der neue Eigentümer gab Herrn Weil heimlich gegen Lohn Arbeit aus seiner Schneiderwerkstatt, dieser war ja gelernter Schneider. Auch mit Lebensmitteln half seine Familie den Weils aus.

An den 22. Oktober 1940 erinnert sich auch die Tochter der neuen Eigentümer des ehemaligen Weil'schen Hauses, nämlich wie das Ehepaar Weil mit einer Tasche langsam die Treppe heruntergekommen sei. Ihr Bruder kann sich erinnern, dass das Ehepaar Weil von zwei Polizisten abgeholt wurde und zu Fuß bis zum Sammelplatz auf der Schwanenwiese in der Nähe des Bahnhofs gebracht wurde. Ob der Hausrat versteigert wurde, wurde in den Akten nicht vermerkt und konnte auch bei einer Zeugenbefragung 1960 nicht geklärt werden. Die Auflassung des Hausgrundstücks erfolgte am 4. Oktober 1941 mit Bezahlung der Kaufsumme an das Polizeipräsidium Karlsruhe.

Frau Rothweiler berichtet 2006, dass sie in den 1960er Jahren Frau Alma Herbst und deren Freundin Elsa Moser in Grötzingen gesehen und in ihre Wohnung eingeladen habe. Dort habe Alma geweint über den Verlust ihrer Eltern und ihres Elternhauses. Nach dem Tode ihres Mannes 1999 wohnte Frau Herbst in einem „SELFHELP HOME" der jüdischen Gemeinde in Chicago. Sie ist dort im Jahr 2004 im Alter von 95 Jahren gestorben. Sie galt als geschätztes und geehrtes Mitglied dieses Heimes. Sie hat keine Nachkommen.

Ergänzungen über die drei Geschwister von Thekla Palm in Stichworten:

(1) Heinrich Palm, geboren 29. April 1882. Ehefrau Lina, geborene Bamberger, gemeldet 1908 in Grötzingen, 1938 in Karlsruhe, Ettlinger Straße 27, dann Durlacher Allee 21, dann Nowackanlage 13, 1939 in die USA ausgewandert. Heinrich ist 1954 in Louisville gestorben.

Kinder:

Richard Raphael, geboren 3. November 1910 in Grötzingen, gestorben 1944 in USA.
Ernst Leopold, geboren 23. Januar 1914 in Karlsruhe, Schicksal unbekannt.
Grete, geboren 3. Dezember 1916 in Karlsruhe, verheiratete Michel.
Lieselotte, geboren 2. August 1923 in Karlsruhe, auch verheiratete Michel
Grete und Lieselotte wohnten 1963 in Louisville.

(2) Alexander Palm, geboren 7. September 1887 in Grötzingen. Schüler des Real-Gymnasiums Durlach. Gemeldet 1938 in Karlsruhe Boeckhstraße 27. Im KZ Dachau vom 12. November bis 8. Dezember 1938. Verheiratet mit Jenny, geborene Ortlieb aus Wangen. 1939 in die Schweiz, 1941 in die USA. Jenny Palm war 1960 Mitglied im Israelitischen Frauenwohltätigkeitsverein in New York. Über Kinder ist nichts bekannt.

(3) Emilie, geboren 5. November 1889 in Grötzingen, verheiratet mit Arnold Plonski, geboren 20. Mai 1885. Das Paar wohnte seit 1920 in Karlsruhe, Marienstraße 60.

Tochter: Trude, geboren 3. November 1921.

Die gesamte Familie wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs und am 10. August 1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert und gilt seitdem als verschollen.

Obwohl ich schon viele Bücher und Berichte über das Schicksal verfolgter Juden gelesen habe, hat mich das Studium von Wiedergutmachungsakten sowie der „Judenkartei" des Gemeindearchivs stärker gefesselt als alles, was ich zuvor darüber kennen gelernt habe. Wie viel Leid verbirgt sich hinter diesen akribisch genau aufgeschriebenen Akten.

Regina Toussaint

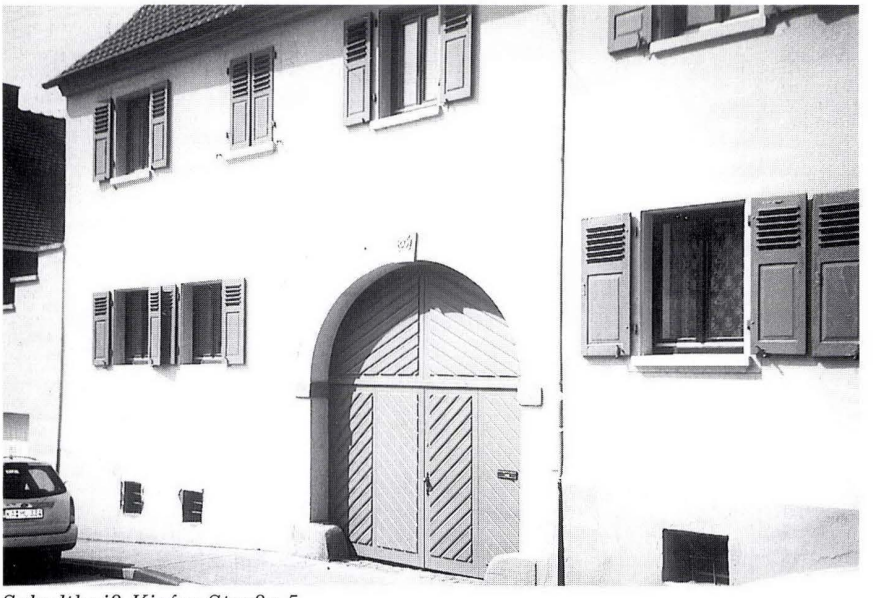
Meta Fröhlich
1906 – 1942



„Wir werden ihr ein ehrendes Angedenken bewahren." Diese beliebte Nachruf-Formel klänge wie Hohn bei einem Menschen, von dem man kaum mehr weiß als den Namen, das Geburtsdatum und den schrecklichen Ort des Todes. Wie soll man eine Person sich vorstellen, die offenbar keine Spuren, nichts Bleibendes hinterlassen hat? Wir wollen versuchen, mithilfe der wenigen verfügbaren Daten wenigstens ihren Lebensweg nachzuzeichnen. Vor zehn, zwanzig Jahren wäre das leichter gewesen; es gab noch Nachbarn und – die Schülerlisten belegen es – Klassenkameradinnen von der Grötzinger Volksschule. Sie alle sind inzwischen gestorben; wir können nur noch papierene Zeugen befragen.

Die Fröhlichs waren eine alteingesessene Familie von Metzgern und Viehhändlern, die wir in Grötzingen über sechs Generationen zurückverfolgen können. Metas Urgroßvater Abraham Fröhlich muss gute Geschäfte gemacht haben, denn in ein und demselben Jahr 1873 konnten seine beiden Söhne jeweils ein ansehnliches Gehöft erwerben. Raphael, der jüngere, zog nach Durlach und verlegte seinen Viehhandel in den bisherigen Gasthof zum Hirschen, direkt am damaligen Viehmarkt, dem heutigen Hengstplatz. Der ältere, Ferdinand, kaufte für 7000 Gulden vom Sternenwirt Ludwig Kern dessen Anwesen in der damaligen Mittelstraße, heute Schultheiß-Kiefer-Str. 5 („Wensauer"), beschrieben als „zweistöckige Behausung, Scheuer, Stallung, Schweineställe, Brauhaus, Keller und Hofreithe". Hier war Platz genug für den Viehhandel, aber auch für eine ganze Schar Kinder, darunter den Sohn Julius, der beim Einzug ein Jahr alt war. Julius wuchs also im Herzen Grötzingens auf, erlernte beim Vater den Viehhandel und bekam 1913, als der Vater 73 Jahre alt war, Haus und Geschäft überschrieben.

Julius hatte 1905 Marie Goldschmidt aus Emmendingen geheiratet, auch sie aus einer Metzgersfamilie stammend. Am 6. Juni 1906 wurde die Tochter Meta geboren, drei Jahre später ihre Schwester Hilde Jenny. Meta besuchte ab 1913 die Grötzinger Volksschule, dann die Mädchenbürgerschule in Durlach bis zum Ende der Schulpflichtzeit 1921. Anschließend wurde sie wohl im Haushalt der Eltern beschäftigt; in einem Bericht taucht einmal der Ausdruck „Haustochter" auf. Eine ganz unbeschwerte Zeit war das sicher nicht, mit der Diffamierung der Juden im Weltkrieg, der Inflation und dem Rückgang des landwirtschaftlichen Anteils in dem Industriearbeiter-



Schultheiß-Kiefer-Straße 5

dorf. Schließlich kam das Ende des traditionsreichen Grötzinger Viehhandelsgeschäftes: 1928 ließ Julius Fröhlich die Eintragung im Handelsregister löschen „wegen geringen Geschäftsumfangs".

Der eigentliche Einschnitt im Leben der Familie lag schon ein Jahr zurück: 1927 verkauften die Fröhlichs das Anwesen in der Mittelstraße an den Kaufmann Friedrich Becker und verließen Grötzingen. Jetzt und immer wieder in den folgenden Jahren zeigte sich der hohe Wert des familiären Zusammenhalts. Um in Karlsruhe Fuß zu fassen, kam die Familie erst einmal bei Julius´ ältestem Bruder David in der Durlacher Allee 21 unter. Zwei Jahre später fand sich ein Domizil in der Durlacher Allee 55. Aber das Problem, einen neuen Lebensunterhalt zu finden, wurde immer dringlicher. Julius betrieb weiter einen Viehhandel im Kleinen „von Stall zu Stall", womit sich freilich wenig verdienen ließ. Es war absehbar, dass die Aufgabe, den Lebensunterhalt zu verdienen, bald an die Frauen übergehen müsste. Auch hier half wieder die Familie.

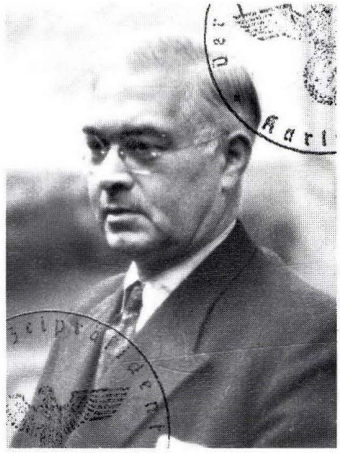
Marie Fröhlichs Vater, Leopold Goldschmidt, betrieb mit seiner Frau eine Metzgerei in Karlsruhe in der Zähringer Straße. 1931 gaben die Goldschmidts dieses Geschäft auf, pachteten einen schon länger bestehenden Metzgerladen in der Ritterstraße 2, Ecke Zirkel, und zogen dorthin – und mit ihnen die Fröhlichs, die im 1. Obergeschoss eine geräumige Wohnung bekamen. Marie Fröhlich fand nun ihr Betätigungsfeld in der Metzgerei, die sie bald in ein reines „Wurst- und Geflügelgeschäft" umwandelte und nach dem Ausscheiden der Eltern unter ihrem Mädchennamen Marie Goldschmidt selbständig weiterführte. Um Julius Fröhlich wurde es sehr still in dieser Zeit. Meta dagegen machte sich in zweifacher Weise nützlich: sie assistierte regelmäßig im Metzgerladen, und sie führte wohl hauptsächlich den gemeinsamen Haushalt.

So hatten die Fröhlichs eine Nische gefunden, in der offenbar auch in der nationalsozialistischen Ära zurechtzukommen war – bis zum 10. November 1938. Julius Fröhlich wurde zusammen mit den übrigen jüdischen Männern verhaftet. Dachau blieb ihm allerdings erspart; er wurde am nächsten Tag entlassen, weil er weit über der Altersgrenze von 60 Jahren lag. Das Geschäft aber war inzwischen zerstört, das große Schaufenster und die Schaukästen zertrümmert. Marie Fröhlich musste für die Reparatur fast 1000 RM bezahlen – und dann die Metzgerei schließen. Meta und ihre Mutter waren also ohne Verdienstmöglichkeit. Der Vater durfte seinen Beruf seit einem Jahr sowieso nicht mehr ausüben; die Gewerbescheine jüdischer Viehhändler waren eingezogen worden. Dazu kam nun der Verlust der Wohnung. Im Zuge einer Art punktueller Ghettoisierung hatten Juden ihre Wohnungen in „arischen" Häusern zu räumen und sich ein Domizil in einem Haus jüdischer Eigentümer zu suchen. Vorübergehend kam die Familie in der Hirschstr. 127 unter bei Ludwig Fröhlich, einem weiteren Bruder des Vaters. 1939 erfolgte der Umzug in die Karl-Friedrich-Straße 26, das Haus der jüdischen Familie Goldfarb. Es war ihr letzter Karlsruher Wohnsitz. Der Charakter einer angsterfüllten Schattenexistenz wird deutlich in der Aussage einer früheren Nachbarin, sie habe in jenem Haus am Rondell neben dem Kino „ab und zu jemanden von Fröhlichs aus dem Fenster schauen sehen".

Zusammen wurden Meta Fröhlich und ihre Eltern am 22. Oktober 1940 beim großen Exodus der badischen Juden nach Gurs deportiert. Die Mutter überstand den zweiten schrecklichen Lagerwinter nicht: sie starb, 61jährig, am 26. Dezember 1941. Julius Fröhlich, in einer Männerbaracke von Frau und Tochter getrennt, zeigte ein erstaunliches Durchhaltevermögen. Er wurde von einem Lager ins nächste verschoben, was ihn vielleicht gerettet hat, denn keines hatte einen so üblen Ruf wie Gurs. Als seine Frau starb, war er schon acht Monate im Camp de Milles (nahe der Rhone-Mündung) und verblieb dort noch bis 10. September 1942. Es folgten drei Wochen im Lager Rives-altes, dann brachte ihn ein „Transport für Ältere, Invaliden und Unheilbare" in das Lager von Rexon im Departement Haute-Vienne. Dort erlebte er die Befreiung. Die Jahre bis zu seinem Tod am 27. Juni 1952 konnte er, von Krankheit gezeichnet, in Bridgeport, Connecticut, bei seiner jüngeren Tochter Hilde Jenny Beitman verbringen, die 1939 in die USA emigriert war.

Und Meta? Die wenigen individuellen Züge, die wir für das Bild ihres Lebens finden konnten, lassen uns hier im Stich. Es bleibt die lückenhafte Buchführung der Vernichtungsmaschinerie: Verlegung in das Verschiebelager Drancy, am 4. September 1942 von dort Abtransport nach Auschwitz. Wir kennen die Alternativen, die dort auf sie warteten: sofortige Aussortierung zum Tod im Gas oder ein paar Wochen Zwischenfrist, um die letzten Lebenskräfte der Sechsunddreißigjährigen auszubeuten. Kein letzter Brief, kein Todesdatum, kein Grab. Keine Spur. *Peter Güß*

Leo Metzger
1880 – 1942



Leo Metzger war ein Jahr alt, als seine Eltern 1881 mit ihm und der zwei Jahre älteren Schwester Flora nach Grötzingen zogen. Grötzingen war für die Metzgers eine vertraute Adresse, denn Leos Mutter Sofie war, nach dem Tode jüngerer Geschwister, die einzige Tochter des Grötzinger Handelsmannes Hayum Berg und seiner Frau Therese, einer geborenen Veith. Deren Vater Isidor Veith hatte einst, wie die Hausinschrift noch heute zeigt, das Haus Schultheiß-Kiefer-Str. 27 an der Ecke zum Laubplatz gebaut. Die junge Familie zog jedoch in Sofies Elternhaus ein, Schultheiß-Kiefer-Str. 26 (damals Mittelstraße 30). Dies war seit Generationen der Stammsitz der Familie Hayum Berg. Schon das Lagerbuch von 1762 verzeichnet als Besitzer Sofies



Schultheiß-Kiefer-Straße 26

Urgroßvater, der sich damals noch Hayum Veith nannte. Er war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Grötzinger Judenschaft. Als Gemeindevorsteher beherbergte er in seinem Haus eine Betstube, solange Grötzingen noch keine Synagoge besaß, betrieb dann aber den Bau der Synagoge, die unter seiner Vorstandschaft 1799 eingeweiht wurde. Das alte Wohnhaus der Bergs wurde von den neuen Bewohnern umgebaut, vor allem erhielt es eine „moderne" Backsteinfassade. Auf dem schönen Renaissanceportal, das später entfernt wurde und heute im Oberviertel steht, liest man, bescheiden in einer Ecke plaziert, „S.M. 1891".

S.M. - Sigmund Metzger, Leos Vater, kam aus Landau. Er war Kaufmann und besaß zeitweise ein Geschäft in Mannheim. In Grötzingen setzte er tatkräftig die schwiegerelterliche Tradition in der jüdischen Gemeinde fort. 1899, im Jahr des 100jährigen Bestehens der Grötzinger Synagoge, war er Vorsitzender des Synagogenrates und auch Verfasser der Jubiläumsfestschrift, die er im Selbstverlag veröffentlichte. Sigmund Metzger starb schon 1905, 50jährig, und wurde auf dem jüdischen Verbandsfriedhof bei Obergrombach beigesetzt.

Die Witwe blieb in der Mittelstraße wohnen, wohin nun auch der Sohn zurückgekehrt war, der seine Schul- und Ausbildungszeit offenbar vorwiegend auswärts verbracht hatte. Es war wohl das väterliche Erbteil, das es dem 25jährigen ermöglichte, noch im selben Jahr unternehmerisch tätig zu werden. Er eröffnete im elterlichen Haus ein Zigarrengeschäft und gründete eine Zigarettenfabrik; die Produktionsstätte war allerdings in Karlsruhe. Seine Marke „Marellis" wurde zuletzt noch 1937 genannt. Zeitweise war er an einer weiteren Karlsruher Tabakwarenfirma namens „Metzger und Speck" beteiligt.

In Grötzingen wurde der junge Unternehmer bald auch politisch aktiv. Der Chronist Heinrich Dietrich nennt Leo Metzger als ersten unter den Männern, die hier einen „Demokratischen Verein" gründeten und während der nächsten Jahre die Leitung innehatten. Auf der Generalversammlung dieses politischen Vereins am 16.4.1910 im „Laub" hielt Leo Metzger das Referat über die „Bildung der Fortschrittlichen Volkspartei laut Landesparteibeschluss". Diese „Partei der bürgerlichen Linken", die sich für eine freiheitliche und soziale Politik einsetzte, erzielte in Grötzingen schon bald gute Erfolge. Unter der Bezeichnung „Deutsche Demokratische Partei" stand sie später am konsequentesten hinter der Weimarer Verfassung und wurde schließlich zwischen rechts und links zerrieben.

Über Leo Metzgers Rolle im 1. Weltkrieg ist nichts bekannt. Er war bereits 39 Jahre alt, als er im Jahr nach dem Krieg die 1892 geborene Hedwig Levi aus Freudental (am Stromberg) heiratete, die aus einer wohlhabenden Pferdehändlerfamilie stammte. Die Ehe blieb kinderlos. Leo Metzger war kurz zuvor nach Karlsruhe, Am Stadtgarten 3, verzogen. Seine Mutter blieb vorläufig in Grötzingen wohnen, 1926 wurde sie noch als Besitzerin des Hauses in der Mittelstraße genannt. Später zog sie nach Bruchsal. Dort verstarb sie am 22. 7. 1937 und wurde in Obergrombach im Grab ihres Mannes beigesetzt.

Leo Metzger wird wie die anderen jüdischen Männer am 10. November 1938 für mehrere Wochen in das KZ Dachau verbracht worden sein. Dafür spricht auch, dass das Ehepaar sich sofort anschließend um die Auswanderung bemühte: im Dezember beantragten sie Reisepässe mit dem Ziel Uruguay. Leo und seine Schwester verkauften in Grötzingen zwei letzte Grundstücke an die Gemeinde. 1940 „wohnte" das Ehepaar, wie zahlreiche Juden, die auf gepackten Koffern saßen, in dem Hotel „Nassauer Hof" in der Kriegstraße,

das früher eine beliebte Adresse für jüdische Hochzeiten und andere Familienfeste gewesen war. Doch obwohl die Einreisegenehmigung aus Uruguay vorlag und Gestapo, NSDAP und das Finanzamt ihr Einverständnis erklärt hatten, kam die Ausreise aus unbekannten Gründen nicht zustande.

Im Herbst 1940 fuhren die Metzgers zu einem Besuch von Leos Schwester Flora Wälder nach Freiburg. Von dieser Reise kehrten sie nie zurück. Denn dort ereilte sie die Vertreibungsaktion vom 22. Oktober 1940. Nach fast zwei Jahren im schrecklichen Lager Gurs erfolgte die Verlegung in die berüchtigte letzte Zwischenstation Drancy. Ein Brief, geschrieben am 7. August 1942 „auf der Fahrt von Gurs in die Nähe von Paris", ist Hedwig Metzgers letztes Lebenszeichen. Am 10. August 1942 kam der Konvoi Nr. 17 mit über 1000 Juden, darunter Leo und Hedwig Metzger, in Auschwitz an. Es dürfte beider Todestag sein. *Peter Güß*

Dieser Artikel stützt sich weitgehend auf den Beitrag „Leo Metzger und Hedwig Metzger" von Richard Lesser im Gedenkbuch für die ermordeten Juden Karlsruhes.

Fanny Sinauer, verheiratete Ledermann

Fanny Sinauer stammt aus einer alten Grötzinger Familie. Schon ihr Urgroßvater Moses Sinauer (1755 bis 1827) wird in den Grötzinger Kirchenbüchern geführt. Er war Stammvater der Familie, die von 1842 bis 1938 das bedeutende Tuch- und Manufakturwarengeschäft im Zentrum Grötzingens führte. Ihr Großvater Seligmann Sinauer (1798 bis 1868) war 1841 Synagogenrat in Grötzingen. Ihr Vater Moritz (1840 bis 1901) war 1874 bis 1899 Synagogenrat und 1898 Vorsteher. 1869 wurde ihr Bruder Sigmund geboren, der spätere Inhaber des Geschäfts.



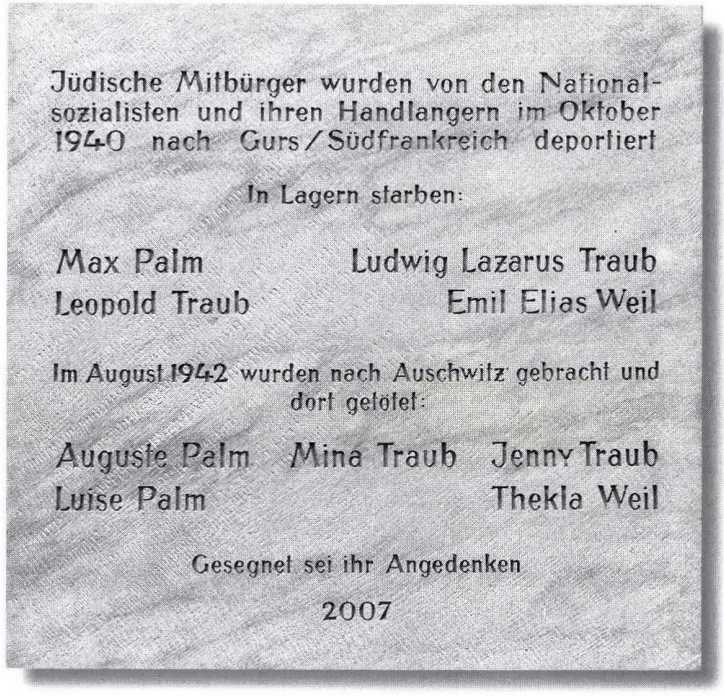
Fanny selbst wurde zwei Jahre später am 6.Juni 1871 geboren. Sie heiratete mit 27 Jahren am 29.Juli 1898 Moritz Ledermann aus Sinsheim. Dieser hatte eine Lederwarengroßhandlung und versorgte Schuhmacher in Heidelberg, Mannheim und Heilbronn mit Leder. Das Ehepaar bekam zwei Kinder: Sallo (geb.1899) und Hedwig (geb.1901). Die Familie wohnte im eigenen großen Haus, und Fanny Ledermann besorgte den gepflegten Haushalt Sallo arbeitete mit im Geschäft, besuchte die Kunden und lieferte die Lederwaren mit dem Geschäftsauto, einem luxuriösen Viersitzer, aus. Er war auch. Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg. Er und seine Schwester Hedwig nahmen aktiv am Sinsheimer Vereinsleben teil, beide gehörten dem Tennisclub an. Sallo war von 1922 bis 1933 im Vorstand des Sportvereins. 1933 wurde er nach einer Auseinandersetzung mit einem NS-Parteigenossen kurz inhaftiert und deshalb emigrierte er schon relativ früh (1936) in die USA. Dort heiratete er eine Heidelbergerin und eröffnete in St. Louis wiederum ein Lederwarengeschäft. Das Ehepaar hatte keine Kinder. Fannys Tochter Hedwig Wertheimer zog mit ihrem Ehemann und Sohn 1933 nach Mannheim .Eine geplante Ausreise der Familie im August 1939 wurde durch den Kriegsbeginn unmöglich.

Von einer ehemals großen jüdischen Gemeinde in Sinsheim waren 1940 nur noch zwei ältere Ehepaare übriggeblieben: Fanny und Moritz Ledermann

und Max und Emilie Kohn, deren Tochter Luise mit Max Palm in Grötzingen verheiratet war. Fanny Ledermann war 69 und ihr Mann 75 Jahre alt, als sie am 22. Oktober 1940 aus ihrer Wohnung abgeholt und nach Gurs deportiert wurden. Kurz nach der Ankunft im Lager von Gurs starb Moritz Ledermann am 6. November 1940 und wurde dort begraben. Mit finanzieller Hilfe ihres Sohnes Sallo in den USA kam Fanny Ledermann am 17. Juli 1941 nach Marseille ins Hotel Bompard. Es handelte sich aber nicht um ein Hotel im üblichen Sinne, sondern um eine Zwangsunterkunft, in der fünf bis sechs Personen in einem kleinen Raum unter Bewachung untergebracht waren. Ende 1942 wurde sie in ein Altersheim in Cornil im Departement Correze westlich vom Zentralmassiv verlegt. Sie war inzwischen 71 Jahre alt. Bis Ende Juni stand das Altersheim unter Leitung des Innenministeriums, und die jüdischen Bewohner wurden bewacht. Ab dem 1. Juli 1943 wurden die jüdischen Heiminsassen der Kontrolle des Arbeitsministeriums unterstellt und konnten sich nun wie ihre französischen Mitbewohner frei bewegen. Am 20.Februar 1945 starb Fanny Ledermann und wurde in Cornil beerdigt.

Nach Kriegsende ließ ihr Sohn Sallo ihren Leichnam nach Gurs überführen und neben ihrem Mann beerdigen. Hedwig Wertheimer, Fannys Tochter, wurde mit ihrem Ehemann und ihrem 10-jährigen Sohn nach Auschwitz deportiert und ermordet. Von Fanny Sinauer leben heute keine Nachkommen mehr.

Regina Toussaint



Erinnerungstafel am Rathaus-Nebengebäude, dem ehemaligen Haus Sinauer

INHALTSÜBERSICHT

Vorwort 3

Einleitung 5

Auguste Palm, geb. Flegenheimer 9

Max und Luise Palm 18

Ludwig Lazarus Traub und Thekla, Jenny und Mina Traub 31

Leopold Traub, Helene Geiger und Liselotte Margot Elikan 37

Elias und Thekla Weil 42

Meta Fröhlich 47

Leo Metzger 50

Fanny Sinauer 53